

Zeitschrift: Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg

Band: 3 (1956)

Rubrik: Besprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen

Naturphilosophie — Psychologie

Van Laer, Henry : *Philosophico-Scientific Problems*. Translated by Henry J. KOREN C. S. Sp. (Duquesne Studies, Philosophical Series 3.) — Duquesne University Press, Pittsburgh 1953. XI-168 p.

Die im vorliegenden Band zusammengefaßten Studien zeigen eine bestimmte Richtung der heutigen scholastischen Naturphilosophie in Auseinandersetzung mit der modernen Physik und gewissen aus ihren Theorien oder ihrer Methodik hervorgegangenen Auffassungen. Eine besonders eingehende Erörterung finden das Verifikationsprinzip der Neopositivisten, der Begriff der Materie und seine notwendige Orientierung am Kriterium der Ausgedehntheit, die Unmöglichkeit der *actio in distans* und das Verhältnis von Kausalität, Determination und Voraussiehbarkeit im Bereich des Anorganischen. Die Untersuchungen zeugen für die Vertrautheit des Autors sowohl mit der neuscholastischen Naturphilosophie wie mit den Theorien und Anschauungen der Physiker. Es gelingt ihnen auch oft, die üblichen Positionen der ersteren mit treffenden Argumenten zu verteidigen und zu stützen. Trotzdem aber erwecken einige dieser Studien im Leser den unabweisbaren Eindruck, daß die in ihnen vertretene Form von Naturphilosophie zu sehr rückwärts gewandt ist, daß sie, um ihre Thesen aufrechtzuhalten und einleuchtend zu machen, sich zu sehr an Auffassungen klammern muß, die zwar vor einigen Jahrzehnten noch als selbstverständlich gelten konnten, von denen sich aber die Physik freimachen mußte. Der Autor scheint im Namen der Philosophie die Physik zu Annahmen zurückbringen zu wollen, die nur für eine bestimmte, für den Physiker überholte Vorstellungsweise notwendig und unumgänglich sind. Die Energiequanten müssen nach ihm notwendig ausgedehnt, die elementaren Partikeln notwendig in einen Äther eingebettet sein, um durch den Kontakt mit ihm ihren Ort zu erhalten, das elektro-magnetische und das Feld der Schwerkräfte sind notwendig als Akzidentien eben dieses Äthers zu denken. Zufolge einer ursprünglichen intellektuellen Einsicht soll es evident sein, daß es eine Gleichzeitigkeit im absoluten Sinne geben und daß jedes Elektron in jedem Moment seinen bestimmten Ort haben muß. Man fragt sich, ob damit nicht Anschauungen als philosophisch sicher und feststehend vorgetragen werden, die in Wahrheit nur notwendige Folgerungen und Forderungen eines Weltbildes darstellen, das einer früheren Stufe unserer Kenntnis der Naturerscheinungen

entsprach. Der Verf. verrät mit nichts, daß er dem Unterschied zwischen echter philosophischer Einsicht von grundsätzlicher Geltung und einer vorstellungsmäßigen « eidetischen » Notwendigkeit der anschaulichen Erfassung und Vergegenwärtigung seine Aufmerksamkeit geschenkt und sich die Frage gestellt hat, ob die naturwissenschaftlichen Entdeckungen nicht auch den gewöhnlichen Erfahrungen eine neue Bedeutung verleihen, auf denen seine angeblich definitiven philosophischen Aufstellungen beruhen. Er scheint die Herausforderung, die in manchen kühnen Vermutungen und neu eröffneten Denkmöglichkeiten der Naturwissenschaften liegt, nicht nahe genug an sich herankommen gelassen zu haben, um die Notwendigkeit zu fühlen, seine naturphilosophischen Begriffe und Thesen von Grund aus zu überprüfen und in einer Weise zu sichern, die sie dem Einwand enthebt, sie brächten nur weltbildliche Deutungen und Anschauungen zum Ausdruck, die durch die Erweiterung und den Fortschritt unserer Erfahrungen und Kenntnisse überholt werden können. Wie leicht es möglich ist, mit Berufung auf eine angebliche intellektuelle Einsicht eine berechtigte und tiefer führende Frage von sich fern zu halten, zeigt das Beispiel der Gleichzeitigkeit. Es bedarf nach der Anschauung des Rezens. besonderer Überlegungen über die Realzeit und die Voraussetzungen eines alles erfassenden kausalen Weltkonnexes, um dem Begriff der Gleichzeitigkeit einen philosophischen Inhalt zu geben, den die Einsteinsche Kritik nicht berührt, und um die kosmologische Frage der Universalzeit zu formulieren, die jenseits der Kompetenz der Naturwissenschaft steht. Bei manchen der Probleme, die den Autor beschäftigen, liegt eine ganz ähnliche Situation vor, auch wie uns scheint, bezüglich der Frage des Äthers. Gewiß bedürfen die Felder eines Subjekts und die Lokalisierung einer realen Beziehung zwischen dem Georteten und seiner Umgebung. Steht aber damit schon fest, daß das Substantielle, das in den Feldern erscheint, gerade als Äther vorzustellen sei und die ortende Relation nichts als ein Verhältnis gegenseitigen Sich-Berührens sein könne? Vermutlich liegt die naturphilosophische Bedeutung des Ringens der Physiker um die theoretische Erfassung der Mikrorealitäten gerade darin, daß es über diese beiden Antworten hinausweist. Es zeichnet sich doch heute die Möglichkeit ab, die Wellenfelder der Quantentheorie als den phänomen- und strukturanalytischen Ausgangspunkt für die Bildung eines neuen Begriffs von körperlicher Wirklichkeit zu betrachten und damit eine Deutung der Gegebenheiten ins Auge zu fassen, die den grundsätzlichen Forderungen der Philosophie entspricht, ohne auf die Ätherhypothese zurückgreifen zu müssen. Insbesondere aber scheint es dem Rezens. heute nicht mehr angängig, in der philosophischen Bestimmung der Natur der lokalisierenden Relationen bei der Vorstellung des Sich-Berührens stehen zu bleiben, die einer zu unbedingt anschauungsgebundenen Stufe der Erfahrungsdeutung entstammt, und in der zudem die einfache Anschauungsgegebenheit noch gar nicht zu einer wirklich intelligiblen Verarbeitung und Bestimmung gelangt ist. Die ganze so ausführlich vorgelegte Diskussion um die *actio in distans* kommt im Grunde daher, daß man glaubte, die Natur der ortgebenden Beziehungen aus dem Vorstellungsschema Raum allein ablesen zu können, wobei man dann natürlich auf das Problem stieß, ihre Bedeutung für die Ermöglichung

einer direkten Einwirkung philosophisch einsichtig zu machen. Nach dem Stande unserer heutigen Kenntnisse ist doch eher anzunehmen, daß die fundamentalen räumlichen Beziehungen in eben den Voraussetzungen einer unmittelbaren Einflußnahme bestehen, und daß der anschauliche Raum nichts anderes ist als das allgemeine, in allen Veränderungen sich erhaltende Ordnungsschema der dynamischen Beziehungen. Das Prinzip der Nahwirkung scheint darum in der Naturphilosophie vielmehr als die Grundlage für einen wirklich kosmologischen Begriff des Raums zu gelten zu haben, denn als eine These, die unter Voraussetzung einer Theorie des Raums zu beweisen ist.

Gewiß handelt es sich in den vorgebrachten Einwendungen um Fragepunkte, die noch einer gründlichen Diskussion bedürfen. Der vorliegende Band ist auch aus diesem Grunde der Beachtung zu empfehlen, weil die in ihm behandelten Themen geeignete konkrete Anhaltspunkte für die allgemeineren Probleme bieten, und auch weil die zuweilen geradezu aufreizend wirkende Sicherheit, mit der gewisse Vorstellungsgewohnheiten als endgültige philosophische Wahrheiten vorgelegt werden, auf diese Probleme hinführt.

Rom-Salzburg.

B. THUM O. S. B.

Kane, William H. - John D. Corcoran - Benedict M. Ashley - Raymond J. Nogar : Science in Synthesis. A Dialectical Approach to the Integration of the Physical and Natural Sciences. Report of the Summer Session, July, 1952, of the Albertus Magnus Lyceum for Natural Science. — The Aquinas Library, River Forest (Illinois) 1953. 289 p.

Trotz aller bestechenden Erfolge ist die naturwissenschaftliche Forschung gegenwärtig in eine Reihe kritischer Schwierigkeiten geraten: Gefahren, welche von außen, von wirtschaftlichen und politischen Interessen her der persönlichen Freiheit des Forschers und der Freiheit des Forschens drohen, Gefahren aber auch, welche von innen, von der Methode des spezialisierten wissenschaftlichen Forschens her entstehen und den Bildungswert der Naturwissenschaften in Frage stellen. Gibt es einen Weg, dieser kritischen Schwierigkeiten Herr zu werden? Um mit Fachleuten der verschiedenen Forschungsgebiete in einer dauernden Arbeitsgemeinschaft über dieses Problem beraten zu können, gründeten einige Lektoren der nord-amerikanischen Dominikanerprovinz St. Albert am Sitz ihres Ordensstudiums ein Albertus-Magnus-Lyceum for Natural Science.

Der vorliegende Bericht gibt eine Übersicht über die Arbeit der ersten Tagung im Sommer 1952. Eine Fülle von Fragen kam zur Sprache. Die erste Woche brachte Probleme der Physik. Naturgemäß entzündete sich die Diskussion zwischen Philosophen und Physikern besonders an der aristotelisch-thomistischen Lehre vom Wesenswandel der Dinge. Die Diskussion der zweiten Woche führte in das Gebiet der Chemie. Die dritte Woche brachte Probleme der Biologie, die vierte Probleme der Psychologie. Die fünfte und letzte Woche war dem Grundanliegen der Tagung gewidmet, wenigstens in Umrissen eine Einheit der Wissenschaften aufzuweisen.

Der Bericht gibt die Referate und Diskussionen nur in den Grund-

zügen wieder. Dennoch bietet er einen lebendigen Einblick in den Verlauf der Tagung. Er spiegelt aber auch deutlich die Schwierigkeit wider, auf die eine so verschiedenartig zusammengesetzte Arbeitsgemeinschaft stößt. Ob z. B. dem Naturwissenschaftler, der mit der Kategorie der Naturgesetzlichkeit zu arbeiten gewohnt ist, im Verlauf der Tagung klar wurde, was mit der « natura » des Aristoteles gemeint ist? Die Bestimmung des *naturale* als das, was einheitlich und regelmäßig eintrifft (45, 119 f., 240 u. a.), wird für eine Auseinandersetzung mit dem naturwissenschaftlichen Denken kaum genügen, weil sie auch auf die Vorstellung von einer « geltenden » Naturgesetzlichkeit paßt.

Dem europäischen Leser bietet die reiche Literaturangabe einige wertvolle Hinweise auf weniger bekannte Arbeiten. Ein reichhaltiger Index erleichtert die Information über Einzelfragen.

Walberberg (Köln).

G. M. MEYER O. P.

Schöndorfer, Ulrich : Philosophie der Materie. (Philosophie in Einzeldarstellungen, hrsg. v. Johann Fischl.) — Verlag Styria, Graz-Wien-Köln 1954. 227 S.

Im einleitenden *Abriß der Geschichte des Materieproblems* werden Materie und Form des Aristoteles gedeutet als « Ergebnisse der Übertragung logischer Unterscheidungen ins Ontologische » (24). Die spätere Kritik habe mit Recht das Widerspruchsvolle im Begriff der *materia prima* als einer reinen Möglichkeit ohne Sein aufgewiesen. Das Formprinzip bedeute allerdings eine Erkenntnis von bleibender Bedeutung (24). Seine These, Aristoteles sei Panvitalist gewesen, stützt V. mit H. Driesch folgendermaßen: « Alles ist ihm von Formen gestaltet und geprägt, und wo Form ist, da ist für ihn auch Leben » (25).

Die Philosophie der Natur, die ihr Eigenrecht neben den Naturwissenschaften erfolgreich behauptete, hat zwei Aufgabenbereiche. Sie ist Theorie der Naturerkenntnis und ist Ontologie bzw. Metaphysik der Natur (9, 84).

Als *Theorie der Naturerkenntnis* prüft sie die Grundlagen, die Methoden und die Grenzen naturwissenschaftlichen Erkennens und stellt somit ein spezielles Gebiet der philosophischen Wissenschaftslehre dar. Weil sie dabei auch die seinsbegrifflichen und seinsgesetzlichen Voraussetzungen naturwissenschaftlicher Erkenntnis zu untersuchen hat, wird sie notwendig zur Ontologie der Natur (84 f.). Ontologie wird zur Metaphysik, wenn sie nach Wesen, Ursprung und Sinn der Natur fragt (85), wenn sie versucht, das Seiende an sich zu erreichen. Letzteres ist unmittelbar nur im schmalen Sektor des eigenen Bewußtseinserlebens möglich. Für den weiten Bereich des Transobjektiven bleibt nur ein mittelbarer und weitgehend hypothetischer Zugang. Darum muß jede Metaphysik sich darüber klar sein, daß ihre Schlüsse nur Wahrscheinlichkeitsschlüsse sein können (126 f.).

Die *Ontologie und Metaphysik der materiellen Wirklichkeit*, welche V. im dritten Teil bringt, kommt unter diesen erkenntnistheoretischen Voraussetzungen kaum über eine, im übrigen gut orientierende, Problemgeschichte der Naturwissenschaften hinaus. Es heißt dort: die gegenwärtige Physik

hat zwar widerlegt, daß Raum und Zeit ein Absolutes im Sinne Newtons sind. Sie hat Newton aber darin recht geben müssen, daß Raum und Zeit eine Realität ist, « die physikalische Wirkungen ausüben kann » (150). Alles weist auf einen « ontischen Zusammenhang zwischen Raum und Zeit mit den übrigen physikalischen Realitäten » hin (152). Hier nun hätten wir eine philosophische Analyse erwartet. Was bedeutet « ontischer Zusammenhang » von Raum und Zeit mit den Realitäten ? Geht es an, von « physikalischen Wirkungen » des Raumes und der Zeit zu sprechen ? Welche Seins- und Bestimmungsweise haben Raum und Zeit ? Man müßte diese Fragen nach den erkenntnistheoretischen Voraussetzungen wenigstens in der Metaphysik erwarten, die einen wenigstens hypothetischen Zugang zum Seienden an sich bieten soll. Hier bringt V. wohl eine Kritik an der psychistischen Metaphysik von A. Wenzl (213 f.). Er kommt hier weiter zu dem Ergebnis, daß ein nach dem neuzeitlichen Stand der Erkenntnis geläuterter Hylemorphismus immer noch am besten die Eigenart des materiellen Seins erfaßt (216 f.). Eine philosophische Analyse der Seins- und Bestimmungsweise von Materie, Form, Raum, Zeit, Wirkung u. a. findet sich nicht.

Walberberg (Köln).

G. M. MEYER O. P.

Willwoll, Alexander, S. J. : Seele und Geist. Ein Aufbau der Psychologie. 2. Aufl. (Mensch, Welt, Gott. Ein Aufbau der Philosophie in Einzeldarstellungen, hrsg. vom Berchmans-Kolleg in Pullach, 4. Bd.) — Herder, Freiburg i. Br. 1953. x-226 S.

Es ist sehr zu begrüßen, daß der 4. Band der bekannten Pullacher Philosophie nach den Wirren der Kriegs- und Nachkriegsjahre in zweiter Auflage erscheinen konnte ; denn wir kennen in der philosophischen Literatur kein Werk, das in gleich sympathischer Weise in die christliche Philosophie einführt, wie diese Pullacher Reihe, die eine gesunde Mitte einhält zwischen dem üblichen Stil der Schulbücher und eigentlichen Monographien. Es ist Willwoll sehr gut gelungen, sich dem Zweck und der Eigenart der Serie anzupassen, eine kluge Stoffauswahl zu treffen, ohne Wesentliches zu übergehen oder Fragen zu behandeln, die schon in andern Bänden des Gesamtwerkes zur Sprache kommen. Diese Rücksichtnahme auf die Mitarbeiter sei lobend hervorgehoben, denn sie ist leider, wie die Erfahrung lehrt, keine Selbstverständlichkeit in einem Arbeitsteam.

Wer Schulbuch-müde ist und nicht Zeit hat, sich in Spezialfragen der Psychologie einzuarbeiten, findet bei Willwoll das ideale Werk, sein Schulwissen zu repetieren und zu vertiefen. Die fließende Sprache, die sich vom trockenen Gelehrtenstil ebenso fernhält wie vom oberflächlichen Plauderton populärwissenschaftlicher Schriften, macht das Studium des Buches zum Genuß. So kann nur schreiben, wer über eine souveräne Stoffbeherrschung verfügt und die Gabe besitzt, andern mitzuteilen, was er selber sein eigen nennt. Wer Lust hat, ein aufgeworfenes Problem oder einen kurzen Beweis gründlicher zu studieren, ist der Mühe enthoben, lange nach einschlägiger Literatur zu suchen ; denn der Verfasser bietet ihm in den Fußnoten selbst eine kluge Auswahl bester Autoren.

Gewagt, aber im allgemeinen gut gelungen, ist die gleichzeitige Behandlung der philosophischen und experimentellen Psychologie. Öfters findet der Leser zudem ausgezeichnete geschichtliche Überblicke über gewisse Problemkreise (z. B. S. 6 ff., 19 ff., 25 ff., 68 ff. usw.).

Nach einleitenden Ausführungen über die Bedeutung der Seelenlehre und die beiden Methoden (experimentelle und philosophische Psychologie) werden wir in drei Teilen in die Lehre vom Dasein, vom Wesen und vom Sinn und Reifen der Seele eingeführt. — Es wäre u. E. richtiger, die Substantialität des Ich und die Unstofflichkeit der Seele im zweiten Teil (vom Wesen der Seele) zu behandeln und nicht, wie der Verfasser es tut, im ersten (vom Dasein der Seele).

Die Abhandlung über das Wesen der Seele beginnt mit Erörterungen über die Seelentätigkeiten (1. Abschnitt: Die Seele im Erkennen. 2. Abschnitt: Vom Antwortgeben der Seele auf die Welt: Die Seele im Fühlen und Streben). Der 3. Abschnitt trägt die Überschrift: « Geist, Seele und Leib, die Einheit der menschlichen Person ». Diese Formulierung: « Geist, Seele und Leib », stört uns ebenso wie der Titel des Buches: « Seele und Geist », denn er könnte zum mindestens die Vermutung aufkommen lassen, der Verfasser vertrete eine Dichotomie resp. Trichotomie. Das Studium des Werkes widerlegt allerdings diese Vermutung. Willwoll scheint vielmehr die Begriffe « Menschenseele » und « Geist » als Synonyma zu behandeln oder sie im Verhältnis « totum — pars » zu gebrauchen, wie folgende Überschriften es nahelegen: Die Seele als « Geist » (158); Der Geist als Lebensform des Leibes (182); Die Bedeutung der Leib-Geist-Einheit (184). Daß der Autor sich voll zur thomistischen These der Einheit der Seele bekennt, beweist folgender Passus: « Der Trichotomismus glaubte den Widerstreit im Erleben auf eine Mehrheit von metaphysischen Prinzipien (Leib-Seele-Geist) zurückführen zu sollen. In Wirklichkeit beweist der Widerstreit gerade, daß 'Geist' und 'Seele' (Seele als Trägerin irrationalen Trieb- und Sinnenlebens gemeint) nicht zwei sein können » (166 f.).

In den Erörterungen über die Sinneserkenntnis vertritt Willwoll die Ansicht, daß auch zur Sinneserkenntnis eine species als Mittler erfordert sei, ohne damit einem Subjektivismus das Wort reden zu wollen. Wenn die einen Autoren dieses Erkenntnisbild als « medium quo » auffassen, andere hingegen als « medium in quo », so sieht Willwoll in dieser Meinungsverschiedenheit nur einen Kampf um den treffsicheren Ausdruck. Er schreibt: « Die Unterschiede, die auch im wahren Erkennen zwischen Erkenntnisinhalt und Erkenntnisbild bestehen, auch die schwere Vollziehbarkeit des Gedankens vom 'medium quo', lassen uns die Lehre vom 'medium in quo' bevorzugen » (43 f.).

Die thomistische Tradition kennt bekanntlich entsprechend dem sinnlichen und geistigen Erkennen auch ein sinnliches und geistiges Streben. Das Gefühl wird von ihr dem Strebevermögen untergeordnet. Der Verfasser weicht von dieser Tradition ab (ebenso an andern Stellen) und schließt sich jener Richtung der neueren Psychologie an, die besonders seit Tetens eine Dreiteilung von Erkennen, Streben und Fühlen lehrt. Unter der Voraussetzung, daß man den Begriffen « Streben » und « Erkennen » die nötige

Spannweite läßt und die Struktur der psychischen Akte nicht zu analytisch sieht, halten wir diese Dreiteilung für überflüssig. Die Frage, ob es neben den sinnlichen Gefühlen auch geistige Gefühle gebe, läßt der Verfasser offen.

Die Ausführungen über das Wesen der Seele werden mit einem vierten Abschnitt abgeschlossen, der die Seele in ihrer Beziehung zur Umwelt, zur Gemeinschaft und zur Überwelt betrachtet. — Das Werden der Seele, ihre Aufgabe, ihr Reifungsrhythmus und ihre Unsterblichkeit kommen im dritten Teil zur Sprache.

Man legt Willwolls Psychologie nicht aus der Hand ohne das Bewußtsein, von einem besten Kenner mit dem Reichtum und den Geheimnissen der menschlichen Seele vertraut geworden zu sein. Beeindruckt von der Gedankenfülle des Werkes und der meisterhaften Stoffdarbietung läßt man das Buch sicher in Reichweite, um es noch oft zu Rate zu ziehen. Wir zweifeln nicht daran, daß der Wunsch, mit dem der gelehrte Verfasser das Buch der Öffentlichkeit übergab, längst in Erfüllung gegangen ist: « ... daß der und jener sich am Reichtum des Menschseins freue und dann tiefer in das niemals ganz zu ergründende und doch immer lockende Geheimnis der Seele einzudringen suche » (V).

Stans.

W. GREMPER O. F. M. Cap.

Gindl, Irmgard : Die Grundakte des Geistes. Eine phänomenologische Untersuchung. — Herder, Wien 1953. 80 S. — **Seele und Geist.** Versuch einer Unterscheidung. — Deuticke, Wien 1955. 153 S.

Die psychologische Forschung der letzten hundert Jahre hat ein überaus reiches empirisches Material über den Menschen und seine Verhaltensweisen zutage gefördert. Dabei konnte es auf die Dauer nicht ausbleiben, daß sie auf Phänomene stieß, die ihr die Frage nach dem eigentlich menschlichen Sein und dessen Aktivität stellten. Es ging zunächst darum, *ob* der Mensch in seiner Weltbegegnung etwas eigentümlich Menschliches aufweise. Die weitere Frage schloß sich an, *wie* dieses Eigentümliche aussähe, wie es innerlich qualifiziert sei. Vielleicht hat G. damit recht, daß die bisherigen psychologischen Forschungsergebnisse noch nicht erschöpfend unter diesem Aspekt untersucht sind, eine Aufgabe, die von der Psychologie im empirischen Sinne nicht geleistet werden kann (vgl. Die Grundakte des Geistes [= GG] 9). Ihr Anliegen in den beiden Arbeiten ist es daher, mit Hilfe der phänomenologischen Methode Husserls — ihrer Ansicht nach der einzig mögliche Weg, zu einer philosophischen Erhellung der psychologischen Inhalte zu gelangen (vgl. ebd.) — einen Beitrag in der genannten Richtung zu leisten. Was in der ersten Veröffentlichung unter Auswertung besonders kinderpsychologischer Ergebnisse philosophisch zur Aufdeckung der Grundakte des Geistes geführt hat, wird in der zweiten unter stärkerer Benutzung tier-psychologischer Daten erweitert und zur Abgrenzung des Sinnlich-Seelischen vom Sinnvoll-Geistigen verwertet. Dennoch setzt die letzte Veröffentlichung nicht notwendig die Kenntnis der « Grundakte des Geistes » voraus, sondern stellt eine in sich gerundete Arbeit dar.

Das Problem kreist also um das Eigentümliche menschlicher Welt- und

damit menschlicher Selbsterfahrung. An welcher Stelle und in welcher Art innerhalb des menschlichen Verhaltens weist es sich aus? Die Verf. knüpft an Einsichten an, die Max Scheler entwickelt hat, und führt sie weiter.

Grundlegend für den Menschen ist bereits die Begegnung mit den Dingen: das Tier steht nicht eigentlich in einer « gegenständlichen » Beziehung zu ihnen. Dinge sind nur in der Art und nur soweit für das Tier vorhanden, als sie als Reizschemen *seinem* subjektiv bestimmten seelischen Triebgefüge entsprechen und zur Befriedigung biologisch-animalischer Bedürfnisse dienen. Außenweltliche Reize und angeborene innerliche Reiz-Schemata verhalten sich wie der Schlüssel zum Schloß (Lorenz), ohne daß dabei der Reizgegenstand in seinem Eigensein erfaßt würde. Das Ding hebt sich nicht in seinem « an sich » vom Hintergrund der Umwelt ab, sondern wird lediglich in dem Maß aufgefaßt, als es zum Tier und seinen subjektiven Vitalbedürfnissen gehört. Dieses subjektive Bedürfnis bestimmt das Ausmaß, in dem das Tier « Umwelt » hat. Dabei gilt das Ding nur als äußere Wahrnehmungsgestalt; ändert sich dieselbe, so ist es als ganzes für das Tier nicht mehr da. — Wesentlich anders ist die Dingerfassung des Menschen, die schon beim Kleinkind die Einengung durch das subjektive Triebbedürfnis und die ihm zugeordneten Reiz-Schemata sprengt und zur objektiven Gegenstandserfassung durchbricht: die äußere Wahrnehmungsgestalt dient nur dazu, das Ding in seinem « an sich » zu erkennen, durch die Wahrnehmungsgestalt hindurch die Wesensform in seinem objektiven Gehalt einzusehen und zu benennen. Das Fragealter des Kindes, in dem der erwachende Geist mit der Namengebung das vergegenständlichte Haben der Dinge im intentionalen Akt der Erkenntnis abschließen will, ist unwiderlegbares Phänomen für die geistbedingte Art menschlicher Weltbegegnung. Der Mensch ist nicht auf Umwelt (Uexküll) von subjektiv-angeborenen Reizschemen eingeengt, sondern steht in einer unbegrenzten Offenheit dem Sein schlechthin gegenüber, in dessen Licht oder auf dessen Hintergrund er die Dinge in ihrem « an sich » zu erfassen trachtet. Das Sein ist gleichsam sein einziges « Schema » auf das er festgelegt ist, aber dieses Schema durchbricht aufgrund seiner Universalität jede Begrenzung. Er sprengt die ausschnittshaften Schemata, die dem Tier *nur Umwelt* vermitteln, und gelangt zum *Besitz von Welt*.

Der Vergleich wird für fünf andere Grundakte des Geistes weitergeführt. G. zählt dazu die Fähigkeit des Menschen, Sinn zu erkennen, sich zu sich selbst verhalten und dadurch « Ich », zu seinem sozialen Partner « Du » sagen zu können, sowie die Fähigkeit des « Wertfühlers » in der Einschätzung der Dinge und der Entscheidung in der Wahl der Einzelwerte. — Die Untersuchungen wachsen klar aus den empirischen Befunden der Kinder- und Tierpsychologie heraus und dürften bei aller Knappheit eine wertvolle Erläuterung zum Verständnis des typisch Menschlichen bieten. Mit der Behandlung der personalen Begegnung, die sich im « Du-sagen » ausdrückt, hat die Verf. einen Bereich berührt, der noch wenig untersucht ist. Daher sind die wenn auch kurzen Ausführungen um so wertvoller.

Weniger durchsichtig wird, in welcher Weise die aufgezählten Grundakte zusammenhängen. So könnte die These zum Gegenstand einer Diskussion werden — was freilich den hier gegebenen Rahmen sprengen würde —,

daß einige Grundakte als verschiedene Weisen des Sinn-Verstehens anzusprechen sind. Danach hat der Mensch gegenüber dem Tier « Gegenstände » in ihrem « an sich », hat das Wertgefühl für sie, richtet seine innere Aufmerksamkeit in der Begegnung mit dem Menschen auf dessen eigentlichen Persongrund, *weil er Sinn versteht* (GG 51, 55, 57). Dagegen wäre jedenfalls im Sinne der traditionellen Ontologie zu sagen, daß das *Sein* dasjenige ist, was als letztes dem Wahren, dem Guten, dem Etwas zugrundeliegt. Auf der Seite des Subjektes, das dem Sein in seiner Vielfalt begegnet, dürfte demnach das Seinsverständnis als letzter Grund für die Möglichkeit zur sinnhaften Gegenstandserkenntnis, zur Werteinschätzung, zur Begegnung mit einem Sinn-verstehenden und Sinn-setzenden subsistierenden Etwas zu suchen sein. Das Sein ist in sich sinnvoll. Weil die Dinge seiend sind, sind sie sinnvoll und daher in ihrem Sinn erkennbar. Die Fähigkeit zum *Seinsverständnis* muß somit als Grundlage der weiteren Akte angesprochen werden; aus ihm erst erwächst das *Sinnverständnis*. Fassen wir darüber hinaus den letzten Grund des « Ich » als ein « Sein beim Sein » (Straßer), so dürfte sich leicht eine innere Ordnung der Grundakte auftun.

Auf direkten Widerspruch wird wohl weithin die Auffassung stoßen, wonach die Entscheidungsfähigkeit das « Wesenskonstituens des Menschen schlechthin » (GG 69) darstellt. So wertvoll die Darlegungen sind, die für jeden geistigen Akt eine einschlußweise oder ausdrückliche Entscheidung nachweisen, — mit der genannten Aussage sind wir bei der Scheler'schen oder existenzialistischen Aktualitätspsychologie, nach der sich die Person nur in der Entscheidung setzt. Wird der Entscheidungsakt nicht durchaus als ein Geschehen erfahren, das aus einem Wesensgrund heraus gesetzt wird, aus einem Ursprungs-Ich (Straßer), das nicht mit diesem Akt identisch, sondern vor demselben gegeben ist? Entscheidungsmächtigkeit kann somit nur als eine Wesenseigentümlichkeit (das scholastische *accidens proprium*), nicht aber als Wesenskonstituens angesprochen werden.

Etwas behutsamer sollte man vielleicht auch mit der Unterscheidung von Seele und Geist umgehen, zumal wenn die Leib-Seele der Geist-Seele im Menschen gegenübergestellt wird (Seele u. Geist 8, 112 Anm. 12). Aus der begrifflichen Abgrenzung geht nicht deutlich hervor, ob es sich im Sinne der « *pluralitas formarum* » um zwei verschiedene Seelen im Menschen handelt. V. White macht mit Recht auf die akute Gefahr dieser Terminologie für die Einheit der Person aufmerksam (vgl. Jahrbuch f. Psychologie und Psychotherapie 3 [1955] 265). Hinter ihr verbirgt sich heute häufig eine dualistische oder — nimmt man den Leib als dritte Komponente hinzu — eine trialistische Deutung.

Trotz der angedeuteten Fragwürdigkeiten stellen die beiden Veröffentlichungen zweifellos wertvolle Beiträge zur phänomenologischen Erhellung der menschlichen Geistseele dar. Ihr Wert besteht nicht zuletzt in der gut informierenden Übersicht der empirischen Forschungsergebnisse. Die philosophische Behandlung dürfte zu weiterer phänomenologischer Durchdringung der gewonnenen psychologischen Erfahrungstatsachen anregen.

Erkenntnistheorie

De Vries, Jos., S. J. : Critica. Editio altera penitus recognita. (Institutiones philosophiae scholasticae auctoribus pluribus philosophiae professoribus in Collegio Pullacensi Societatis Jesu, pars II.) — Herder, Friburgi Br. 1954. XI-210 p.

Der Verfasser bietet hier die zweite Auflage seines Buches über die Erkenntniskritik, das wohl in seiner klaren Gliederung und systematischen Geschlossenheit mit zum Besten gehört, was über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. In der Vorrede kündigt er eine Reihe erheblicher Neufassungen an, die sich besonders auf die Außenweltserkenntnis, das induktive Verfahren und die metaphysische Erkenntnis beziehen. Bei der letzteren hat er den Erkenntnis-Dynamismus seines Mitbruders P. Jos. Maréchal mit einbezogen, den er einer maßvollen und gesunden Kritik unterwirft.

Aber trotz dieser gründlichen Neubearbeitung, die den Wert des Buches um ein Vielfaches erhöht, hat sich an der Grundkonzeption des Autors nichts geändert. Nach wie vor ist er der Verfechter eines nur *mittelbaren* Realismus, der sich von den Gegebenheiten des Bewußtseins her auf Grund eines Kausalschlusses zeigt. Jede unmittelbare Evidenz von den Dingen her lehnt De V. ab.

In dieser rigorosen und exklusiven Form wird diese These doch kaum zu vertreten sein, wofern man von den Dingen her nicht nur eine *wirkursächliche*, sondern gleichzeitig auch eine *formalursächliche* Einwirkung anerkennt. Bei einer bloß wirkursächlichen Verbindung zwischen dem Bewußtsein und der Außenwelt wird man wohl kaum in zwingender Weise einen Realismus aufweisen können, wie er in der Scholastik und auch in diesem Buche vertreten wird. Auch Kant wußte von einer wirkursächlichen Einwirkung des Dinges an sich auf das Bewußtsein. Aber er kam dabei zu ganz anderen Resultaten, eben weil er den formalursächlichen Zusammenhang außer acht ließ.

Nimmt man aber auf Grund des Bewußtseinszeugnisses eine formalursächliche Verbindung an, dann ist nicht einzusehen, warum die Qualitäten davon ausgeschlossen sein sollten. Die Physiker haben wohl darin nicht das letzte Wort zu sprechen. Experimentell können sie doch nur das Meßbare der Wirklichkeit erfassen, was schon durch die mathematische Formulierung zum Ausdruck kommt. Alles andere sind Folgerungen, die vom philosophischen Standpunkt aus überprüft werden müssen. Jedenfalls berechtigt die rein physikalische Betrachtungsweise nicht, dabei stehen zu bleiben und nur eine quantitative Entsprechung zwischen Außenwirklichkeit und Bewußtsein anzunehmen. Doch wurde auch von physikalischer Seite her der Versuch gemacht, ein qualitatives Mehr als nur die reine Wellenbewegung zum Ausgangspunkt der entsprechenden Sinneserkenntnis werden zu lassen. So in dem interessanten Artikel von Dr. *Felix Budde* in *Divus Thomas* (Fr.) 30 (1952) 299-320, 462-500.

Vielleicht ließe sich in der Frage : mittelbarer oder unmittelbarer Realismus, doch noch eine mittlere Linie herausfinden, wobei man sich *methodisch*

zunächst eines Kausalschlusses bedient, der dann aber durch die besondere Betonung der Formalursächlichkeit die zunächst umgangene unmittelbare Evidenz von den Dingen her offenkundig werden läßt. Jedenfalls darf sie nicht von vornherein erkenntnistheoretisch ausgeschaltet werden. Dann geht die Schlüssigkeit des Kausalverfahrens für den Nachweis eines denkunabhängigen Realismus verloren, wie der Fall Kant beweist. Nur muß sie auf das rechte Maß zurückgeführt werden. Und hier dürfte man wohl den Erklärungsversuchen von *Geny* und *Gredt* eine größere Beachtung und allseitig gerechte Beurteilung schenken.

Für die Beziehung der Notwendigkeitsurteile hat der Verfasser auch in dieser neuen Auflage die von Kant geprägte Ausdrucksweise « synthetische Urteile a priori » beibehalten, wobei er das von Kant subjektiv gemeinte Apriori in einen objektiven Sinn umdeutet. Sachlich ist dagegen nichts einzuwenden. Aber man fragt sich, ob es tunlich ist, einen Zentralbegriff Kants, der gewissermaßen die Achse seines ganzen Systems darstellt, so ohne weiteres unter Umdeutung seines ursprünglichen Sinnes in unsere Terminologie zu übernehmen. Wenn man schon die moderne Einteilung in analytische und synthetische Urteile beibehalten will, dann lassen sich die Notwendigkeitsurteile wohl eher in das Gebiet der Analysis als in das der Synthesis einweisen. Denn bei ihnen geht es doch um einen notwendigen Begriffszusammenhang zwischen Subjekt und Prädikat, wobei dieser freilich nicht durch eine unmittelbare Analyse aus dem Subjektsbegriff abzulesen ist, wohl aber aus dem Vollinhalt des Prädikates in einer erweiterten Analyse, insofern nicht nur der Inhalt als solcher, sondern auch die darin enthaltene Notwendigkeitsbeziehung zum Begriffsinhalt des Subjektes in die Begriffsdeutung des Prädikates hineingenommen wird. Dann haben wir ein analytisches Urteil « zweiter Ordnung », weil nicht das Subjekt, sondern das Prädikat einer Analyse in dem oben dargelegten Sinne unterworfen wird, wie das ja auch bei der praktischen Anwendung in diesem Buche geschieht.

Ein solch analytisches Urteil « zweiter Ordnung » ist zweifelsohne ein « Erweiterungsurteil » — auch im modernen Sinne, insofern im Prädikat etwas Neues zum Ausdruck kommt, was im Subjekt unmittelbar nicht enthalten ist. Aber in einem gewissen Sinne könnte man in *jedem* Urteil, wenn es nicht tautologisch sein soll, dem Prädikat die Rolle der Erweiterung des Subjektinhaltes zuweisen, weil es, wenn auch an und für sich — wie bei den analytischen Urteilen « erster Ordnung » — im Subjekt enthalten, dessen Inhalt für unser Denken erst deutlich macht und damit unsere Kenntnis erweitert. Insofern ist die Einteilung der Urteile nach dem Gesichtspunkt der Erweiterung und Nicht-Erweiterung doch noch sehr problematisch.

Durch diese Ausführungen, die einer weiteren Klärung dienen sollen, wird der Wert des Buches in keiner Weise angetastet. Man kann den Verfasser nur beglückwünschen, daß er dieses schwierige Gebiet, das er von Grund aus erst aufbauen mußte, so besonnen, klar und gründlich durchgearbeitet und in dieser zweiten Auflage auch äußerlich in einer sehr übersichtlichen und geschmackvollen Weise dargeboten hat. Es wird sicher wieder viele Freunde und Abnehmer finden.

Geistingen (Sieg).

J. ELL C. Ss. R.

Cleve, Walter Theodor : Denken und Erkennen. Ein Weg in die Philosophie nach Peter Wust. — Verlag Lechte, Emsdetten (Westf.) 1952. XIV-246 S.

Als Einführung in die Philosophie ein sehr wertvolles Buch, worin der Verfasser mit großem pädagogischen Geschick in einer klaren, tiefen, einprägsamen und doch modern anmutenden Weise das Problem des Denkens und Erkennens dem Anfänger anschaulich vor Augen führt.

Den größten Raum nimmt der erste Teil, die « materiale Logik », ein, worin der Verfasser das Erkenntnisproblem nach allen Seiten auseinander setzt und kritisch beleuchtet. Es ist eine Erkenntnislehre und Erkenntnis-kritik in einem, die immer wieder zurückgreift auf die geschichtliche Entwicklung bis zur modernen Fragestellung. Der zweite Teil, die « formale Logik », behandelt in einem verhältnismäßig kurzen Abriß die verschiedenen Denkformen als « logische Elementarlehre » und « logische Methodenlehre ».

Bei dieser Einteilung wird der Begriff « Logik » in einem weiteren Sinne genommen als es sonst üblich ist. Würde man nicht doch besser im Interesse einer klaren Gebietsscheidung diesen Begriff einschränken auf die Lehre von den Denkformen? Denn die Lehre von der Wahrheitsbeziehung in den Denkinhalten, die der Verfasser der « materialen Logik » zuweist, hat ein ganz anderes Formalobjekt als die Lehre von den Denkformen, die der Logik in ihrem eigentlichen Sinne zugeordnet sind. Diese hat es mit der Ordnung der Begriffe zu tun, sowohl nach der rein formalen als auch nach der materialen Seite hin, sodaß man auch hier in diesem engeren Begriff der Begriffsordnung von einer formalen und materialen Logik sprechen kann, wie es ja auch tatsächlich in Lehrbüchern geschieht. Rein sachlich gesehen hat der Autor selber die beiden Gebiete des ersten und zweiten Teiles reinlich voneinander getrennt und einwandfrei ihren verschiedenen Formalcharakter herausgestellt.

Im allgemeinen wandelt der Verfasser in seiner sachlichen Darlegung auf den Wegen der philosophia perennis, wenn auch mehr aus einer modernen und gegenwartsnahen Sicht heraus. Führer ist ihm dabei sein von ihm hochgeschätzter Lehrer Peter Wust, dessen Leben und Werken er in der Einleitung mehrere Seiten gewidmet hat. Ihm folgt er in Anlehnung an das Kolleg, das Peter Wust alle zwei Semester in den Jahren 1930-39 über die « Logik » gehalten hat unter Zugrundelegung von Hagemann-Dyroff, Logik und Noëtik, Freiburg 1924 (12. Aufl.) nebst Ergänzung durch A. Rademacher, Erkenntnistheoretische Propädeutik, Bonn 1931.

Von Wust übernimmt er besonders den Begriff der securitas und insecurity im Zusammenhang mit dem Gewißheitsproblem. Die Sekurität oder Gesichertheit des wissenschaftlichen Erkennens ist darnach keine notwendige Begleiterscheinung der Gewißheit, auch nicht der rationalen, welche die oberste Gewißheitsstufe darstellt. Denn diese zerfällt in eine mathematische und philosophische Gewißheit, die sich artmäßig dadurch unterscheiden, daß die erstere mit einer Gesichertheit verbunden ist, die andere nicht. Man würde den Artunterschied zwischen beiden Gewißheitsformen doch zunächst wohl eher im Formalobjekt beider Wissensgebiete zu suchen haben,

insofern die Mathematik es nur mit der quantitativen Wirklichkeitsordnung zu tun hat, die eindeutig bestimmbar ist, während das philosophische Wissen, das sich allen Seinsschichten bis in die letzten Urgründe hinein zuwendet, mit Begriffen arbeiten muß, die in ihrem Ursprung der untersten Seinsschicht entnommen sind und darum in ihrer Anwendung auf höhere Wirklichkeiten der Gefahr einer Mißdeutung ausgesetzt sind. Man kann darum hier in einem gewissen Sinn von einer Ungesichertheit sprechen. Diese ist aber dann eine Folgeerscheinung des begrifflichen Denkens überhaupt, wie es in dieser unvollkommenen Form nun einmal beim Menschen gegeben ist.

Großen Wert legt der Verfasser mit Recht auf die *veritas ontologica*, auf das rationale Durchordnetsein der Wirklichkeit. Er selber aber verläßt den Weg einer universalen Rationalität alles Wirklichen, indem er für die höchsten Prinzipien und die Erkenntnis Gottes eine unmittelbare *gegenständliche* Erleuchtung von seiten Gottes notwendig sein läßt im Anschluß an die Illuminationstheorie von Augustinus und Bonaventura. Er beruft sich dabei auf den Satz, daß Unbedingtes nur vom Unbedingten erkannt werden könne.

Das wäre richtig, wenn es sich um eine *adäquate* Erkenntnis des Unbedingten handeln würde. Diese könnte inhaltlich nur vom Unbedingten her entnommen werden. In Wirklichkeit aber haben wir es in der Höhenlage des Seins nur mit *inadäquaten* Erkenntnissen zu tun. Und es ist nicht einzusehen, warum die von den Dingen ausstrahlende und ursprünglich von Gott gegebene Rationalität nicht eine derartige Erkenntnis vermitteln könne. Daß Gott dabei die von ihm stammende innere Lichtquelle in uns nicht nur im Sein erhält, sondern auch durch sein Mitwirken immer wieder zum Leuchten bringt, wird kein Thomist in Abrede stellen. Nur wird er die göttliche Mitwirkung der Leuchtkraft des menschlichen Geistes angemessen sein lassen, wie sie nach göttlicher Anordnung nun einmal im Menschen gegeben ist.

Bei einer unmittelbaren Erhellung der höchsten Seinsinhalte durch göttliche Einstrahlung müßten gerade auf diesem Gebiete alle jene Denkschwierigkeiten schwinden, die uns eben aus dem abstrakten Charakter unserer Begriffe erwachsen. Die Erfahrung lehrt uns das Gegenteil. Dasselbe ist zu sagen von einer unmittelbar anschauenden Selbsterkenntnis, wie sie der Verfasser anzunehmen scheint. Sie würde uns vieler Schwierigkeiten entheben, die gerade dadurch entstehen, daß unser innerstes Sein uns nicht im Eigenlichte leuchtet, sondern nur im Widerschein der aus der Dingwelt gewonnenen Begriffe und der damit verbundenen Tätigkeit unseres Geistes.

Das hier Gesagte will nur der Klärung dienen. Es soll in keiner Weise den Wert des Buches herabmindern. Es ist vielmehr zu wünschen, daß es bei denen, die sich in der Philosophie umsehen wollen, recht viele Anhänger gewinne. Es kann für den Beginn des Philosophiestudiums nur von allergrößtem Nutzen sein.

Kurth, Rudolf : *Von den Grenzen des Wissens.* — Ernst Reinhardt Verlag, Basel 1953. 84 S.

Seit Descartes nimmt das erkenntniskritische Problem im philosophischen Denken eine beherrschende Stellung ein. Die Vielfalt der Lehrmeinungen hat das Vertrauen in die Zuverlässigkeit unseres Denkens zerstört. Der durch Descartes eingeleitete Rationalismus schlug schon bei Kant in die Antithese um, das Erkennen sei unfähig, das Ding-an-sich, d. h. die eigentliche Wirklichkeit zu erfassen. Damit war das Tor für alle jene irrationalen Strömungen geöffnet, die das moderne philosophische Denken weitgehend beherrschen, und dem auch unser Verfasser zu einem großen Teil seinen Tribut zollt. Er müßte es nicht eigens sagen, daß er dem Denken Kants und über ihn hinaus jenem Jaspers' sich verpflichtet weiß, der Leser wird bei der Durchsicht seiner Studie ihres Geistes mehr als nur « einen Hauch » verspüren. Darum müssen wir gegen Kurths Buch jene grundsätzlichen Bedenken ins Feld führen, die der gemäßigte Realismus gegen Kants « Kritik der reinen Vernunft » und Jaspers' « Der philosophische Glaube » erhebt, die uns beide den rationalen Zugang zum Sein hoffnungslos versperren.

Kein ernster Denker zweifelt daran, daß unserem Wissen Grenzen gesetzt sind ; die Frage ist nur, wie diese Grenzen verlaufen. Keineswegs können wir uns mit dem Verfasser einverstanden erklären, die Grenzen so eng zu ziehen, daß der Gegenstand der Metaphysik, das Sein, nicht mehr gewußt, sondern nur mehr geglaubt werden kann (76) : Wohl gibt es Sein, das nicht Erscheinung ist, aber im « transzendentalen Denken » müssen wir uns der « Erscheinungshaftigkeit des Wirklichen » bewußt werden (5). Heidegger sagt es so : Das Sein ist unumgänglich, aber unzugänglich. Kurth sieht im Philosophieren (selbst in jenem Kants) den inneren Widerspruch : durch Denken zu klären, was das Denken überschreitet (13).

Im 1. Kap. wird eine *Charakteristik des Denkens* gegeben. Denken ist « eine Bewegung der Innerlichkeit des Menschen », ist auf Gegenständliches gerichtet, an die Sprache gebunden, unterliegt einer eigenen Gesetzlichkeit und ist inneres Handeln. Voll unterstreichen möchten wir die Bedenken, die der Autor gegen die mathematische Logik erhebt (19 f.). — Das 2. Kap. spricht vom Gegenstand des Denkens, von der *Wirklichkeit*. Wirklichkeit ist nicht das Ding-an-sich, sie ist vielmehr schon in Anschauung und Erfahrung durch das Denken mitbestimmt (33). « Je tiefer wir in die Wissenschaften eindringen, umso intensiver können wir die Bedingtheit und Begrenztheit unseres Erkennens durch die Denkschemata spüren, die wir unausweichlich an die Sache heranbringen » (35). Das Ganze des Erscheinenden ist die Welt. Die Welt ist nicht wirklich, sondern Idee, Weise des Seins (37). Bewußtsein und Nicht-Bewußtsein, Geist und Nicht-Geist sind die zwei Bereiche der Wirklichkeit. Auf dem Wirklichkeitsbereich der anorganischen Materie bauen sich in einer Stufenfolge die von Leben, Seele und Geist auf (37). Substanz und Kausalität sind durch das Denken bestimmt und bedingt. — Das 3. Kap. gilt der Untersuchung der *Wahrheit*, die sich nicht auf die Gegenstände bezieht, sondern auf das Denken über Gegenstände. Wahrheit des

Wissens und Wahrheit des Glaubens sind streng zu scheiden. Jene geht auf das Wirkliche (Erscheinende), diese auf das Unwißbare, das doch ist (59). Wahrheit ist Idee. Streng nicht beweisbar muß und darf sie geglaubt werden, denn es gibt Hinweise in uns, die diesen Glauben berechtigen: die Evidenz des in der Welt als wahr Erkannten, und die Evidenz der hohen Werte über Zeiten und Völker hin (61). — Das 4. Kap. spricht von der *Wissenschaft*. Zur Sprache kommen der Begriff der Wissenschaft, ihre Voraussetzungen, Grenzen, Einheit und ihr Wert. Wissenschaft befaßt sich mit der Erscheinung (Wirklichkeit) und ist subjektiv. Wissen erweckt Staunen, das in der höchsten Helligkeit des Wissens in das Bewußtsein des Nichtwissens umschlägt. Wissenschaft weist auf das absolute Sein hin, ohne von ihm direkt zu sprechen, und wird so zum Gottesdienst (72). — *Vom Denken des Seins* handelt das 5. Kap. Philosophie ist Entfaltung der Vernunft am Sein, sie ist keine Wissenschaft, strebt aber wie diese nach Wahrheit. Das Denken der Vernunft (Philosophie) transzendiert bis zu Gott. Aber genau genommen sind die Gedanken über Gott falsch, denn Gott ist außerhalb der Denkformen (78). Wenn es Freiheit gibt, so nur unbeweisbar. *Erscheint* der Mensch zwar als unfrei, so braucht er es doch *an sich* nicht zu sein (78 f.). Mit andern Worten: Gott und Freiheit sind nicht Gegenstände des Wissens, sondern des philosophischen Glaubens. — In einem Schlußkapitel wird dargelegt, daß Nichtwissen für das Denken unvermeidlich ist, nicht aber der Irrtum. Wir irren aber dennoch, denn Irren ist das metaphysische Zeichen unserer Endlichkeit.

Das wenig umfangreiche Buch, das Kurth eine « Vorbereitung der Metaphysik » nennt (5), verrät eine straffe Denkdisziplin. Wir geben dem Autor recht: Das Kurzgesagte braucht nicht kurzgedacht zu sein (5), möchten ihn aber fragen, ob er darin nicht einen Widerspruch sehe: mit so viel Intellekt nachzuweisen, daß der Intellekt nicht erkennen kann!

Stans.

W. GREMPER O. F. M. Cap.

Hoenen, Petrus, S. J.: De noetica geometriae, origine theoriae cognitionis. (Analecta Gregoriana, Vol. LXIII, Series Facultatis Philosophicae Sectio A, n. 5.) — Universitas Gregoriana, Romae 1954. 293 p.

Die Absicht des Verf. in diesen eingehenden Studien über die Erkenntnistheorie der geometrischen Abstraktion und Prinzipienerfassung ist nicht nur, ein viel vernachlässigtes, spezielles Thema der Gnoseologie gründlich zu erläutern. Nach der Auffassung des Autors, die ja schon im Titel des Werkes zum Ausdruck kommt, steht die Noetik der geometrischen Erkenntnis am Anfang der gesamten Erkenntnistheorie und die geometrischen Prinzipien sind die Prototypen einsichtiger, in sich als a priori notwendig erkennbarer Wahrheiten, von denen sowohl die Epistemologie wie die Metaphysik ihren Ausgang zu nehmen haben. Ermöglicht wird diese überraschende These durch die entschieden realistische Konzeption von Geometrie, die der Verf. vertritt. Ihr fundamentales Objekt ist die Ausdehnung der realen Körper; die Gegenstände ihrer Sätze sind Bestimmtheiten der Ausdehnung,

die wir uns trotz der Unvollkommenheit unserer Sinneswahrnehmung in ihrem geometrisch-exakten Sinn als formale Folgen des Wesens der Ausdehnung und ihrer Proprien einsichtig machen können. Der gnoseologische Schritt von der sinnesmäßig aufgefaßten Ausdehnung zu den exakten Gebilden der Geometrie wird durch den Akt einer Abstraktion vollzogen, die formal ist, weil sie aus dem Gegebenen Bestimmtheiten heraushebt, die formal und wesensmäßig in gewissen einsichtigen Beziehungen zueinander stehen, und die intuitiv ist, weil die intellektive Erkenntnis sich im Phantasma das Wesen der Ausdehnung und die in ihm begründeten sekundären Wesenseigenschaften gleichsam sichtbar entgegentreten läßt. Die Wendungen, deren sich Hoenen in diesem Teile seiner Erklärungen bedient, zeigen, daß er seine Auffassung im Anschluß an die Cajetanische Theorie der Abstraktion gebildet hat. Auf der Grundlage dieser Erklärung der mathematischen Abstraktion sucht der Autor die alte Schwierigkeit zu lösen, wie die exakten geometrischen Gebilde abstraktiv aus der Vagheit und Unbestimmtheit des sinnlich Gegebenen oder Vorgestellten entnommen werden können. Aus dem ersten intelligiblen Proprium der Ausdehnung, der Teilbarkeit, folgt die Existenz und Produzierbarkeit unteilbarer Limites. Der Übergang von einem Teil zum anderen muß in indivisibili erfolgen, denn er geht von Zugehörigkeit zu Nicht-Zugehörigkeit. Der Intellekt erkennt im Phantasma, auf das intelligible Wesen der Ausdehnung blickend, die notwendige Unteilbarkeit der Grenzen; er weiß mit Sicherheit, daß die exakten Grenzgebilde: Fläche, Linie und Punkt, real sind. In Fortführung dieser Überlegungen glaubt der Autor dann auch intuitive Einsichten vorweisen zu können, die die euklidische Struktur des Zusammenhangs der Ausdehnungen sicher stellen und die klassische Geometrie damit als die schlechthin grundlegende und maßgebende bestätigen. Die Anschauung bietet uns die Gegebenheit der Richtung; die verwesentlichende Betrachtung des Geometers erkennt in ihr die Richtung als exakte Bestimmtheit, die jedem Geraden- und Kurvenstück in jedem seiner Punkte als Modus des Durchgangs durch ihn zukommt. Ebenso unmittelbar einsichtig ist es nach dem Verf., daß diese Weisen des Hindurchgehens miteinander verglichen werden können, auch wenn die durchschrittenen Punkte verschieden sind. Beim Vergleich verschiedener Linienstücke erkennen wir unmittelbar, daß sie ähnliche oder verschiedene Richtungen haben, woraus die verschärfende, geometrisch-abstraktive Erfassung entnimmt, daß es in jedem Punkte eine und nur eine Richtung gibt, die einer beliebigen vorgegebenen gleich ist. Damit ist aber der Raum als notwendig euklidisch erkannt. Streng genommen gibt es nur eine euklidische Geometrie; die nicht-euklidischen Theorien können ihre Verwirklichungen nur an Gebilden von niedriger Dimensionszahl finden, die einer euklidischen Mannigfaltigkeit eingebettet sind und nur für eine die geometrischen Begriffe in analoger Weise verwendende Beschreibung.

Mit diesem Versuch hat Hoenen es auf sich genommen, seine Ideen einem der strengsten und anspruchsvollsten Tests zu unterwerfen, die es gibt: dem Vergleich mit der Schärfe und Begriffsgenauigkeit mathematischen Denkens. Es scheint uns nicht, daß sie diese Prüfung bestehen können.

Zunächst schon ist fraglich, ob der Begriff der Richtung nicht den der Geraden schon voraussetzt, und ob darum die Betrachtungen des Autors tatsächlich ein neues, bisher vernachlässigtes Element in die alte Diskussion um die nicht-euklidischen Geometrien einführen. Vor allem aber läßt es sich nicht dem Wesen der Ausdehnung entnehmen, auch nicht, wie Hoenen denkt, ihrem Charakter als rein individuierendem, mit der Verschiedenheit ihrer Teile keinerlei qualitative Differenz setzendem Medium, daß es nur einen, für alle Punkte in gleicher Weise maßgebenden und die Gleichheit oder Ungleichheit der Richtungen in ihnen festlegenden Horizont der Fluchtpunkte gebe. Die nicht-euklidischen Raumformen mit konstanter Krümmung geben weder die Isotopie noch die Isotropie, d. h. die Gleichwertigkeit aller Richtungen, die vom nämlichen Punkt ausgehen, preis. Sie heben darum auch die bloß individuierende Rolle der Raummannigfaltigkeit nicht auf. Die Möglichkeit von Räumen mit nicht-euklidischer Struktur beruht gerade auf der Fraglichkeit dessen, was gleiche Richtung in verschiedenen Punkten besagen soll, und auf der Verschiedenheit der möglichen Wege, diese Unbestimmtheit durch entsprechende Festsetzungen zu beseitigen. Die Mathematiker haben hier nicht eine Wesenseigentümlichkeit der Ausdehnung verkannt, sondern eine Offenheit und Unbestimmtheit in ihrem Begriff entdeckt, die den klassischen Geometern verborgen geblieben war.

Das Hauptstück der Theorie Hoenens bildet indes seine Deutung der geometrischen Abstraktion. Nach ihr erkennen wir die geometrischen Gebilde in ihrer exakten Bestimmtheit, indem unser Intellekt das sinnlich Vorgestellte auf das Wesen und Wesensmäßige der Ausdehnung hin transzendiert. Im Phantasma selbst sind diese Bestimmtheiten nicht nur zunächst nicht gegeben; die geometrischen Aussagen über exakte Gebilde wären sogar unrichtig, wenn sie auf die von der Phantasie vorgestellten Gestalten als solche bezogen würden. Sie verifizieren sich nur an der Ausdehnung an sich, *« de ipsis extensis prout esse habent in se »*. Können wir die alten Schwierigkeiten auf diesem Wege wirklich lösen? Wie soll für die intellektuelle Erfassung ein Wesen mit einem Charakter der Exaktheit erkennbar werden, den das Phantasma überhaupt nicht anzeigt und zur sinnlichen Darstellung bringt? Mit welchem Recht gehen wir über die Intellektualisierung hinaus, wie sie etwa in einer Approximationsgeometrie erfolgt, und bleiben nicht dabei, das Sein der Ausdehnung zu denken, indem wir die genauen phänomenologischen Daten analysieren, deuten und ontologisieren? Wenn die Geometrie außerdem auf einer Wesenserfassung der Quantität in ihrer physischen Natur, und sofern sie Akzidens des Körpers ist, beruht, wie kann sie dann die Lehre von der Ausdehnung als solcher sein? Müßte sie nicht viel mehr als die Wissenschaft von den Körpern unter dem Aspekt der Ausdehnung verstanden und viel enger mit der Physik verbunden werden, als die traditionelle Einteilung der Wissenschaften es tut? Der Mathematiker müßte sein unbedenkliches Heranziehen des Unendlichen dem Kosmologen gegenüber rechtfertigen oder entschuldigen und könnte, ohne die Körpersubstanzen anzuerkennen und mitzudenken, nicht behaupten, eine echte Einsicht der Prinzipien seiner Wissenschaft erreicht zu haben.

Die aufgeworfenen Fragen scheinen nun aber auch die traditionellen scholastischen Auffassungen, besonders die Lehre des hl. Thomas, in Zweifel zu ziehen. Nach Thomas geht in die Definition eines jeden mathematischen Begriffs die *materia intelligibilis* als notwendige Komponente mit ein. Diese ist aber nach der im Anschluß an *Summa I* 85, 1 oder *Phys. VIII lect. 3* heute meist gegebenen Erklärung eben die Substanz als das nur vom Intellekt erkennbare Subjekt der Quantität. Der hl. Thomas gibt aber sehr oft (*Metaphys. VII lect. 10*, N. 1494, 1496; *lect. 11*, N. 1508, 1533; *VIII lect. 5*, N. 1761; *De Verit. q. 2 a. 6*; *De Anima III lect. 8*) eine andere Definition, nach der die *materia intelligibilis* mit dem Kontinuum identisch ist: « *Materia autem figurarum mathematicarum intelligibilis est continuum, ut linea vel superficies* » (*Metaphys. VII lect. 11*, N. 1508). Ihre Intelligibilität ist nicht die einer Kategorie der intellektiven Erkenntnis; sie besteht einfach darin, daß die Phantasie das Kontinuum unabhängig von den Gegebenheiten der äußeren Sinne vorzustellen vermag. (Zur ganzen Frage E. WINANCE: *Note sur l'abstraction mathématique selon St. Thomas*. RPL 53 [1955] 482-510.) Im Anschluß an diese dem tatsächlichen Charakter der Geometrie viel besser entsprechende Erklärung wäre also eher zu sagen, daß die mathematische Exaktheit nicht durch ein Vordringen zum Wesen der Ausdehnung gewonnen wird, sondern durch die Intellektualisierung der vorgestellten Ausdehnung, die als Objekt der Phantasie von der unmittelbaren Sinnesgegebenheit in einem gewissen Grade abgelöst ist und sich als Medium und Bereich geometrischer Konstruktionen darbietet. Der eigentliche Gegenstand der Geometrie wäre demnach gerade nicht die reale Ausdehnung, sondern, wie Maritain sagt, « *un univers du préter-réel* »; er bestünde im vorstellungsmäßig Konstruierbaren oder in der in der Imagination für sich genommenen und auf sich gestellten Quantität.

Es ist zuzugeben, daß diese Auffassung Unklarheiten enthält und daß beim Vergleich mit Hoenens eindringenden Bemühungen um das Problem der mathematischen Exaktheit ihr summarischer, der vollen Durcharbeitung ermangelnder Charakter sehr fühlbar wird. Der Autor stößt im Verlauf seiner Untersuchungen aber selbst auf Beobachtungen, die Ansatzpunkte zu einer weiteren Klärung des ganzen Problems bieten. Seine Bemerkungen über die Rolle der konstruktiven Tätigkeit, die für die Konstitution des mathematischen Raumbegriffs wesentlich ist, weisen darauf hin, daß die Begriffe von Phantasma und Vorstellung nicht etwa an die Gegenstandsbilder und die Reproduktionen passiv aufgenommener Eindrücke der Außenwelt gebunden und festgelegt werden dürfen, sondern in einem so weiten Sinne zu fassen sind, daß sie auch die Schemata der Orientierung und des Handelns, die Vorentwürfe, nach denen wir unser Tun und Verhalten lenken und seine möglichen Ergebnisse überblicken, miteinbegreifen können. Für das Exaktheitsproblem ergeben sich aus einer solchen weiteren Fassung neue Lösungsmöglichkeiten. Die Idee von unteilbaren Limites beruht sehr wahrscheinlich gerade auf unseren Vorstellungen, sofern sie orientierend die Teilungshandlung antizipieren und die Ausdehnung als ein der Handlung selbst heterogenes und äußerliches Etwas repräsentieren, das die Teilung zwar verändern, aber in seinem extensiven Gesamtbestand nicht tangieren

kann. Die geometrischen Begriffe der Richtung und der Geraden erhalten in den antizipierenden Schemata der Bewegungslenkung gleichfalls einen Ausgangspunkt, in dem sie besser und näher vorbereitet sind als in den Gegebenheiten der Körperwahrnehmung. Die Eigenschaft der Geraden etwa, durch zwei Punkte eindeutig bestimmt zu sein, ließe sich auf dieser Grundlage wohl leicht verständlich machen.

Nach dem Gesagten scheint es dem Rezens. nicht haltbar, in den Evidenzen und Einsichten der Geometrie den Urtyp apriorischer Prinzipien-erfassung zu erblicken. Die geometrischen Einsichten stellen gerade einen eigenartigen Sonderfall dar, der wohl zu unterscheiden ist von echten, intellektuell wirklich durchklärten Denknöwendigkeiten. Sie entstammen nicht der Erfassung und Durchdringung eines intelligiblen Gehalts, sondern der Erkenntnis der notwendigen Verbundenheit gewisser Bestimmungen in einem sinnhaften Gebilde oder einem Typus solcher Gebilde, in einem anschaulich sich darstellenden « Eidos » in dem Sinne, in dem HUSSERL den Ausdruck verwendet. Sie verknüpfen nicht begriffliche Bestimmtheiten in eigentlich verstehender Weise, sondern indem sie sich auf die Bedingungen der Vorstellbarkeit und der anschaulichen Erfüllung zurückwenden. Die Ausdrücke Hoenens vom « inspicere in phantasmate » und von der Intuition im Vorstellungsbild haben ihre Berechtigung. Sie dürfen aber nicht im Sinne einer intellektiven Intuition verstanden werden.

Rom-Salzburg.

B. THUM O. S. B.

Metaphysik

Krings, Hermann : Fragen und Aufgaben der Ontologie. — Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1954. VIII-256 S.

Die Bedeutung des « vorliegenden ontologischen Entwurfes » (48 Anm.) liegt darin, daß der Versuch unternommen wird, eine echte ontologische Fragestellung herauszuarbeiten. Damit geht der Verf. über die « speziellen Wirklichkeitsontologien » (4) hinaus, wie sie etwa von H. Conrad-Martius und N. Hartmann vorgelegt wurden, und fragt ausdrücklich nach den « Gründen des Seienden », also nicht nur nach den Prinzipien von « einzelnen Dingen, Weltbereichen oder Geschehnissen, sondern dem Seienden überhaupt, sei es Ding oder Geschehnis, sei es ein ausgezeichnetes Seiendes oder nicht » (1). Die Arbeit hat starke Anregungen von der zeitgenössischen Existenzphilosophie erhalten (vgl. bes. Kap. 4 « Die Freiheit »). Zu den lesenswertesten Partien gehört das, was im Kap. 5 (116 ff.) über die « Seinsart der Gründe » gesagt wird. Die Gründe des Seienden — Existenz und Wesen — werden betont in ihrem gegenseitigen Bezogensein gesehen. Eine Schichtenlehre, wie sie bei Hartmann eine erhebliche Rolle spielt, wird abgewiesen (119).

Leider zieht sich durch das gesamte Buch hin ein folgenschweres Mißverständnis dessen, was « Abstraktion » ist. « Abstraktion » in der empirischen Forschung, wenn z. B. « Menschen etwa bloß nach ihrer Körpergröße oder nach ihren intellektuellen Anlagen bestimmt, abgeschätzt und eingeordnet werden » (46) und « Abstraktion » im philosophischen Sinne sind *toto caelo*

verschieden. In der sog. « abstractio formalis » den « Grund » (Prinzip) eines Seienden « abstrakt » betrachten, heißt (wenigstens nach thomistischer Lehre) nicht, diesen « Grund » völlig isolieren oder gar als Einziges setzen, um dann wie aus « primären Bestandteilen » nachträglich « sekundär » das konkrete Ding « zusammenzusetzen » (46, 55).

Wenn ein endliches Seiendes philosophisch aus der Vielzahl seiner Gründe begriffen werden soll, so müssen zwar die einzelnen Gründe oder Prinzipien (« quo ») des Ganzen (« quod ») nach Möglichkeit für sich betrachtet werden (ein Verfahren, wie es K. de facto auch häufig genug anwendet); aber schlechthin und uneingeschränkt ist das nicht möglich. Denn die einzelnen Gründe oder Prinzipien (« quo ») sind als solche ohnehin « relativa secundum dici »; d. h. ein konstitutives Prinzip kann ohne sein Konprinzip weder sein noch begriffen noch definiert werden. In der thomistischen Metaphysik ist die « relatio secundum dici » (r. transcendentalis) ein festes Lehrstück, hier allerdings scharf von der kategorialen Relation unterschieden — eine Unterscheidung, die in den Darlegungen von K. zur Relationslehre (125 ff.) auszufallen scheint.

Von einem Verlust dessen, was der Verf. als « echte Dialektik » (39) bezeichnet, und von einem « starren und getrennten Nebeneinander der ontologischen Kategorien in einem endgültigen Dualismus » (60) kann wenigstens bzgl. der thomistischen Philosophie keine Rede sein.

Auf ein Mißverständnis des « abstrakten Verfahrens » ist u. a. die Polemik des Verf. gegen den aristotelischen Begriff der « Erstmaterie » zurückzuführen. Sein Versuch, die philosophische Frage nach der Materie von den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaften her anzugehen (56 ff.), läuft u. E. den eigentlichen Intentionen des Buches entgegen auf eine sehr problematische induktive Metaphysik hinaus.

K. grenzt die « Ontologie » gegen die « Metaphysik » ab. Letztere wird in rationalistischem Sinne verstanden: Fragen nach dem Ursprung des Kosmos, nach der Unsterblichkeit der Seele, nach Dasein und Wesen Gottes. Die Aufgaben einer solchen Metaphysik seien « zu groß, als daß der Mensch sie bewältigen könnte » (2). Wenn der Verf. im Zusammenhang der Frage nach dem Verhältnis von Existenz und Wesen — hier ist eine große Nähe zur thomistischen Realdistinktion unverkennbar (90 f.) — auf die Gottesbeweise zu sprechen kommt, so bleibt seine Stellungnahme in eigenartiger Weise unbestimmt. Die Aussage, in Gott seien Wesen und Existenz identisch, ist ihm eine « spezifisch denkerische Chiffre » (86) für einen Glaubensinhalt. An dieser Stelle werde der Rahmen einer Ontologie « überschritten » bzw. eine Ontologie « zerbrochen » (76, 90).

Von der thomistischen Auffassung des « esse » her tut sich hier eine andere, wesentlich positivere Möglichkeit auf. U. E. könnten die sehr beachtenswerten Ansätze zum Existenzbegriff des Verf. von Thomas her erheblich vertieft werden. Wenn Existenz « bloßes Vorhandensein und abstrakte Antreffbarkeit überhaupt » (63) besagen soll, so ist eine « Revision » (ebd.) durchaus notwendig. Es sei an dieser Stelle nur auf die ausgezeichneten Arbeiten von E. Gilson und J. Maritain verwiesen.

Walberberg (Köln).

D. M. SCHLÜTER O. P.

Ehrlich, Walter : Metaphysik. — Niemeyer, Tübingen 1955. 128 S.

Es sind zweifellos echte metaphysische Probleme, die in den Überschriften der einzelnen Kapitel dieser Broschüre angedeutet werden : « Das menschliche Wesen und seine metaphysischen Korrelate », « Die Zeitlichkeit und das Raumproblem », « Dasein und Bewußtsein », « Die Geschichte und ihre höheren Gemeinschaften », « Das Problem der Unsterblichkeit ». Doch die Behandlung, welche diese Fragen erfahren, ... der Leser gestatte mir, daß ich ein Urteil darüber hier nicht zu Papier bringe. Statt dessen sei eine kurze Kostprobe geboten : « Das ontologische Vertrauen — ein Glaube ohne Religion — gibt mir die Gewißheit des Sieges, der end-gültigen 'transzendentalen Geschichte'. ... Der ontologische Glaube ist hierfür als absolutes Vertrauen eine Grundbedingung... Dieser ontologische Glaube drückt sich in Worten in der Form aus : Die werdende Ewe bleibt, Bleibet von Nun an : Bleibet in der Liebe » (S. 106 und 128).

Rottenburg a. N.

A. HUFNAGEL,

Oeing-Hanhoff, Ludger : Ens et unum convertuntur. Stellung und Gehalt des Grundsatzes in der Philosophie des hl. Thomas von Aquin. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie u. Theologie des Mittelalters, Band XXXVII, Heft 3.) — Aschendorff, Münster i. W. 1953. xv-194 S.

In der Literatur zur thomistischen Philosophie gibt es « über die Konvertibilität des Einen und des Seienden, über die verschiedenen Weisen der Einheit und die Stellung des unum im Aufbau der Transzendentalienlehre keine Monographie » (VII). « Diese Lücke zu schließen » hat sich der Verf. in dankenswerter Weise zur Aufgabe gestellt.

Durchweg wird in der Lehrbuchliteratur die Transzendentalienlehre nicht mit genügender Ausführlichkeit behandelt. Zumeist steht sie recht isoliert neben anderen Lehrstücken der Metaphysik. Die hier vorgelegten, sehr gründlichen und gediegenen Untersuchungen erhalten eine charakteristische Note nicht in erster Linie durch eine größere Ausführlichkeit, sondern vor allem dadurch, daß der Satz « ens et unum convertuntur » nachdrücklich in « das Ganze der Ersten Philosophie » (1) hineingestellt wird. Damit weist sich denn auch die « schicksalhafte Formel » (Sertillanges) tatsächlich als « ein 'Herzstück' und als die 'Mitte' der Metaphysik » (186) aus.

O.-H. will eine « historische Arbeit » (3) zur thomistischen Metaphysik vorlegen. Der Versuchung, über das so gestellte Thema hinauszugehen, ist er nicht erlegen. Nur andeutungsweise zeigt er weitere Ausblicke auf (vgl. z. B. SS. I, 8, 21, 45 f., 77, 95 f., 107, 132, 152, 167 ff., 173). Diese Beschränkung auf die « Darstellung und Interpretation der Lehre des hl. Thomas » (45) verleiht der Arbeit ihre innere Geschlossenheit.

Der Verf. zeigt eine große Vertrautheit mit den Werken des hl. Thomas und eine ausgebreitete Kenntnis der einschlägigen Literatur sowie der in ihnen erörterten Probleme. Ausgezeichnet sind die knappen Referate zur Partizipationslehre (56 ff.), welche in einer ausführlichen Anmerkung (90 f.) in selbständiger Weise weitergeführt wird. Doch ist das nur ein Beispiel.

Bei der Lektüre gewinnt man den Eindruck, daß das Buch weit mehr bietet, als der Titel zunächst vermuten läßt.

Der beste Abschnitt ist u. E. das Kapitel über « Das Seiende und seine formalen Prinzipien ». Tatsächlich findet sich hier auf rund 90 Seiten in sehr gedrängter Form eine wirklich beachtenswerte Skizze der gesamten thomistischen Metaphysik. Sehr zu begrüßen ist es, daß der Verf. in strengem Anschluß an die Texte des hl. Thomas von der Eigenart der formalen Prinzipien handelt (50 ff.). Durchweg verwertet O.-H. die Anregungen neuerer französischer Thomisten (E. Gilson u. a.). « Es gibt kaum ein Kapitel der thomistischen Metaphysik, das so sehr dem Aquinaten eigen ist wie seine Lehre vom allgemeinen Sein. In der Art, wie Thomas das esse versteht, liegt die Bedeutung und Originalität seiner Metaphysik » (77).

Zwei ergänzende Bemerkungen seien an dieser Stelle gestattet. Zunächst gibt es bei Thomas bzgl. seiner Auffassung vom « esse » eine gewisse Lehrentwicklung. Die Formulierungen « *actualitas omnium actuum* » und « *perfectio omnium perfectionum* » finden sich nur in den Spätwerken. In der Frühzeit wird zwar auch das « esse » als « *actus* » interpretiert, doch herrscht ein mehr logischer Aspekt vor (vgl. J. van Bortel, *Exsistentie en waarde*. Tijdschrift v. Philos. 1948 u. 1950). Wenn diese Lehrentwicklung berücksichtigt wird, werden die Ausführungen des Verf. zum « *esse commune* » (77-91) eine leichte Korrektur erfahren, die jedoch in keiner Weise grundsätzlicher Art ist.

Ferner zitiert O.-H. zwei Thomastexte, die besagen, daß wir nicht eigentlich sagen können, *was* das « esse » sei (63 ; vgl. H. E. Plassmann, *Metaphysik*, 1862, 174-178). U. E. wäre es wichtig herauszustellen, daß die Aussage « *esse est actus quidam* » tatsächlich eine « *notificatio per posteriora* » (cf. In Eth. I 1 n. 9) ist ; m. a. W. die aristotelische Akt-Potenz-Lehre wird dazu benützt, um von dem analogen Aktbegriff her uns etwas irgendwie verständlich zu machen, was eigentlich begrifflich nicht faßbar ist. Grundlage für die Interpretation des « esse » vom analogen Aktbegriff her war bei Thomas die « *distinctio inter essentiam et esse* » (cf. *De ente* c. V). Vielleicht ließe sich auch besser herausstellen, welche Folgerungen sich von der thomistischen Konzeption her für die verschiedenen Problemstellungen der Metaphysik ergeben (z. B. welchen Sinn letztlich die von der Naturphilosophie bereits bekannte Unterscheidung von Substanz und Akzidenzien hat).

Sehr gut arbeitet der Verf. heraus, daß der Satz « *ens et unum convertuntur* » für Thomas aus seiner Lehre vom Seienden und seinen formalen Prinzipien erwächst (111). « Das ens ist nämlich weder das allgemeine Sein noch das nur potentielle, ideale Wesensprinzip, sondern das in der Vereinigung von Sein und Wesen existierende compositum, das als 'indivisio esse et eius quod est' in seiner zusammengesetzten Ungeteiltheit als unum bezeichnet wird » (115). Damit rückt die Begründung der Konvertibilität weit ab von jener, die sich in einem mir vorliegenden Lehrbuche findet : « Jedes Sein ist das, was es ist, durch seine Wesenheit. Jede Wesenheit muß aber notwendig ungeteilt sein, sonst hört sie auf, ein und dieselbe zu sein, was gegen das Identitätsprinzip und Kontradiktionsprinzip verstoßen würde ». Für Thomas ist die Lehre von der '*conversio entis et unius*' nichts anderes

als ein zusammenfassender Überblick über die Grundlehren seiner Metaphysik (115).

Aus dem reichen Inhalt des 4. Kapitels, das vom Einen und den Weisen der Einheit handelt, sei insbesondere auf die Darlegungen über das Eine und die Zahl verwiesen, wo die Grundlagen der Mathematik in thomistischer Sicht berührt werden; ferner auf die Darstellung der substantiellen Einheit (Hinweise auf die modernen Schichtenlehren), der verschiedenen Arten von Ganzheiten (156 ff.) und die Ordnungseinheit (163 ff.). Den Abschluß bildet ein Kapitel über das Eine und das Gute, das wertvolle Gesichtspunkte für die thomistische « Wert » - Lehre und die Ethik gibt.

Das Buch von O.-H. bietet dem aufmerksamen Leser eine Fülle von Anregungen. Es ist in seiner gründlichen und zuverlässigen Art eine nicht leicht zu überbietende Arbeit zu einem schwierigen Thema der thomistischen Metaphysik.

Walberberg (Köln).

D. M. SCHLÜTER O. P.

Wagner, Hans : Existenz, Analogie und Dialektik. Religio pura seu transcendentalis. 1. Halbband. (Religionsphilosophie, I.) — Ernst Reinhardt Verlag, München-Basel 1953. 227 S.

Hans Wagner legt uns hier den ersten Halbband einer Arbeit vor, deren volle Würdigung somit erst nach Erscheinen der noch ausstehenden Teile möglich sein wird.

Der Titel zeigt schon, wie breit der Verfasser den Ansatz für seine Religionsphilosophie gewählt hat. Die drei Ansatzpunkte stehen nicht beziehungslos nebeneinander, sondern ergeben sich aus der Sache selbst. Diese vorgelegte Religionsphilosophie ist die Anwendung seiner noch nicht veröffentlichten Fundamentalphilosophie, in der er den Niederschlag seiner Auseinandersetzung mit der Phänomenologie, mit dem deutschen Idealismus und mit N. Hartmann bietet.

Der vorliegende Halbband enthält zwei Abteilungen des ersten Teiles : Die reine Kategorialproblematik der Religion — Die Analogieproblematik in der Religion. Innerhalb der Kategorialproblematik geht es um die Bereitstellung des Begriffes der Religion. Seine Klärung erfolgt nach den Grundsätzen der Kategorialforschung : Analyse des Gegenstandes auf die ihn aufbauenden Prinzipien, Synthesis der Prinzipien zur Verflechtung, als welche der Gegenstand als der eine das ist, was er ist, Synthesis seiner Prinzipien mit denen des übrigen Seienden, inmitten dessen und auf Grund dessen er allein das sein kann, was er wirklich ist. In der reinen Kategorialproblematik geht es vor allem darum, die reinen « Wesens » - Kategorien der Religion herauszuarbeiten. Eine eigene Auseinandersetzung braucht dabei die Religionsphilosophie mit dem Selbstverständnis der Religion, die sich weigert, rein weltimmanent gedeutet zu werden.

Die Darlegungen über die Analogieproblematik zeigen, wie der Verfasser sich in aner kennenswerter Weise bemüht, als Denker der Neuzeit sich in die Gedanken des Mittelalters hineinzuarbeiten. Seinem Wunsche,

daß sich die beiden Fronten zwischen « Alten » und « Neuen » auflockern möchten, d. h. daß einer den andern ernster nehmen möchte als bisher, kann man sich nur anschließen. Die Ausführungen des 6. und 7. Kapitels (Erste kritische Diskussion der Analogiekonzeption, und : Der transzendente Ertrag der Analyse der Analogiekonzeption) werden von den Vertretern der *analogia entis* sehr ernst genommen werden, sie zur Überprüfung ihrer Grundlagen anregen und zur Auseinandersetzung zwingen. Allerdings wird diese Auseinandersetzung erst dann vollends möglich sein, wenn das Werk abgeschlossen vorliegt. Hans Wagner meint, daß eine Philosophie, die diese *analogia entis* vertritt, zu einer wirklich transzendierenden Metaphysik unfähig ist; sie bringt es wohl zu einem « Ciszendieren », d. h. sie erborgt in Wirklichkeit vom Glauben das, was sie zu beweisen vorgibt. Sie ist somit nicht Philosophie, sondern Glauben. Es ist aufrichtig zu wünschen, daß der Verfasser bald in der Lage sein möchte, die noch fehlenden Teile zu veröffentlichen, damit dann auf Grund der Kenntnis des ganzen Werkes die Diskussion beginnen kann.

Geistingen (Sieg).

E. GRUNERT C. Ss. R.

Moreau, L. J., O. P. : *Dieu est-il mort ?* Propos sur l'athéisme. — P. Lethielleux, Paris 1953. 78 p.

P. Moreau setzt sich hier mit dem modernen Atheismus auseinander, wie er in der Gestalt des materialistischen Atheismus auftritt. Die ersten drei Kapitel bringen vorwiegend die Kritik am materialistischen Atheismus. Es wird besonders Wert auf die Feststellung gelegt, daß der materialistische Atheismus entweder inkonsequent wird, wenn er alles aus einem Prinzip erklären will, oder daß er nicht alles so erklären kann, wenn er konsequent sein will.

Die Prüfung der üblichen Gleichsetzung: Atheismus = Leugnung Gottes ergibt, daß der Atheismus in Wirklichkeit nur bestimmte Eigenschaften Gottes leugnet, nicht jedoch ein letztes einheitgebendes Prinzip. Für alle Formen des Atheismus ist die Weigerung kennzeichnend, in eine bestimmte Richtung zu schauen, nämlich dorthin, wo der Bereich des Metaphysischen beginnt. Aus der Verwerfung der Metaphysik und damit des Geistes ergeben sich wichtige Folgerungen. Es kommt zur Leugnung des Unterschiedes der Personen- und Sachwerte, ja es wird dann unmöglich, die Menschenrechte zu begründen, zu denen sich die Anhänger des materialistischen Materialismus wenigstens theoretisch bekennen. Jeder Wert schließt schon eine gewisse Geistigkeit in sich.

An die mehr kritisch gehaltenen Kapitel schließen sich nun die Erörterungen einer Möglichkeit an, über die Materie hinaus zum Transzendenten zu gelangen. P. Moreau bietet da die bekannten fünf Wege des hl. Thomas. Er legt großen Wert darauf, die tragenden Prinzipien dieses Zuganges zu Gott herauszuarbeiten und zu begründen: Das Kausalprinzip und die Finalität in der Natur.

Im letzten Kapitel geht der Verfasser auf die Zukunft des Gottes-

glaubens ein. Er meint, daß die weitere Entwicklung der Naturwissenschaft und die Besinnung der Menschen auf ihre Existenz den metaphysischen und religiösen Sinn der Menschen wieder beleben werden.

Geistingen (Sieg).

E. GRUNERT C. Ss. R.

Mgr de Solages : *Le livre de l'espérance. L'âme, Dieu, la destinée. Eternelles questions sous la lumière de ce temps.* — Editions Spes, Paris (1954). 285 p.

Der Rektor des Institut Catholique von Toulouse wendet sich hier an jene, die unter dem Eindruck der Gründe und Scheingründe, die von der modernen Wissenschaft gegen die Existenz und Geistigkeit der Seele, gegen Gott und das jenseitige Ziel des Menschen erhoben werden, an diesen Wahrheiten zu zweifeln begonnen haben. In aller Ruhe setzt sich Verf. mit den Schwierigkeiten auseinander. Das Buch fordert vom Leser allerdings ein Mindestmaß philosophischer Bildung. Auf den letzten 60 Seiten läßt de S., das Wort Gottes selber auf den Zweifler einwirken.

Luzern.

P. KÜNZLE O. P.

Gesellschaftslehre

Kühne, Otto : *Lebenskunst und Lebensgemeinschaft in Gesellschaft und Wirtschaft.* Bd. I : Eine lebenswissenschaftlich-soziologische Grundlegung. — Dunker und Humblot, Berlin-München 1954. 305 S.

Der Verf. hat die Absicht, « eine echte Lebens- und Gemeinschaftslehre » zu liefern, sowie eine auf diese sich aufbauende Sozial- und Wirtschaftslehre. Die Notwendigkeit dieser Arbeit begründet er damit, daß der bisher überwiegend führende Gesichtspunkt, nach welchem sich der Aufbau der meisten Philosophien und Einzelwissenschaften vollzog, der falsche Gesichtspunkt der ich-bezogenen Identitätsphilosophie war. Diesen falschen Gesichtspunkt will der Autor überwinden durch Einführung eines dualistischen Einheitsstandpunktes, der auf einem sogenannten Polaritätsprinzip gründet. Das Identisierungsverfahren führte einfach die Denk-Bestimmungen auf die Seins-Bestimmungen oder umgekehrt diese auf jene zurück. Ein solches Verfahren läßt sich immer nur vom engstirnigen Ich-Standpunkt des jeweiligen Betrachters rechtfertigen. Vom einzelnen Ich-Betrachter aus kann es nicht gelingen, die jeweilige Innenwelt mit der Außenwelt des Ich — vom Verf. kurz « Du » genannt — zur Deckung zu bringen. Nun gebietet aber das faktische Leben selber, beide Standpunkte, den des Ich und den des Du, gleichzeitig gebührend zur Geltung kommen zu lassen. Daher die Notwendigkeit, das Identisierungsprinzip durch ein anderes zu ersetzen, nämlich durch das vom Leben selber gelieferte Einheitsprinzip, das der Verf. Prinzip der Polarität nennt. Dieses Polaritätsprinzip macht zur Grundlage aller Wirklichkeitserkenntnis den Satz, « daß im gesamten Weltgeschehen nichts völlig vereinzelt, unabhängig voneinander zu existieren vermag, sondern immer

nur als auf-, mit- und füreinander wirkende *Zweiheit* einer « höheren », d. h. bindungskräftigeren und damit integrationsfähigeren *Lebenseinheit*. In diesem (Gemeinschafts-)Sinne stehen sich sämtliche Grundfaktoren (Kategorien) des Lebens wie Wirkung und Gegenwirkung, Mittel und Zweck, Objekt und Subjekt, Du und Ich, Sein und Bewußtsein, Wahrgenommenes und Wahrnehmendes, Unveränderliches und Veränderliches, Anziehung und Abstoßung, Bindung und Freiheit, Positives und Negatives usw. weder als Vereinzelt (gar Absolutes) noch als Gleiches ('Identität') gegenüber, sondern nur als *Polaritäten*, d. h. als — im Sichfordern und zugleich Sichsuchen wechselseitig sich ergänzende — 'Gemeinschafts'-elemente » (S. 304).

Dieser erste Band hat den Zweck, die erkenntnismäßigen Grundlagen zu liefern für den Aufbau eines auf diesem Prinzip der Polarität beruhenden soziologischen Systems der Lebenskunst und Lebensgemeinschaft. Darüber hinaus sieht der Verf. dieses soziologische System nicht bloß als Soziologie im überkommenen Sinne, sondern als eine « Lebenskunstlehre », die eine ganz neue Wissenschaftsgattung darstellt, nämlich « eine 'Wissenschaft' sui generis, welche weder reine 'theoretische' *Erkenntnis*-, noch reine 'praktische' (politische) *Handlungsforderungen*, sondern die 'Kunst' einer polaren (sozial-organischen) Verknüpfung *beider* Forderungen zu ihrem 'einheitlichen', d. h. *gemeinsamen* Hauptinhalte macht » (S. 7).

Der vorliegende Band soll ergänzt werden durch zwei weitere Bände, von denen der eine dem gesellschaftlichen Bereiche im allgemeinen, der andere dem wirtschaftlichen Bereiche im besondern gewidmet sein werden.

Im ersten Hauptabschnitte seines Buches behandelt K. Gegenstand, Ziel und Möglichkeit echter Lebenserkenntnis, sowie das Verhältnis von Lebenskunst und schöner Kunst. Im zweiten und wichtigeren Hauptabschnitte versucht der Verf. zunächst, an Hand einer geschichtlichen Betrachtung, nachzuweisen, daß alle, aber auch alle bisherige Philosophie, von Heraklit und Empedokles bis zu Heidegger und Marcel einschließlich, monistisch gewesen ist. Dabei werden Plato und Aristoteles zusammen mit sieben Zeilen abgefertigt, die ganze mittelalterliche Philosophie mit gleichen Füßen übersprungen. Kant hingegen bekommt 20, Hegel 15 Seiten zur Verfügung gestellt. Eine so einseitige Interpretation der Philosophiegeschichte wirft ein schiefes Licht auf die Arbeitsmethode des Verf. Doch möchten wir damit seinen Lösungsversuch, der im bereits besprochenen Polaritätsbegriff begründet ist, welcher vom Verf. im zweiten Teil des zweiten Hauptabschnittes auf die verschiedenen Bereiche des Lebens angewandt wird, nicht von vornherein ablehnen. Im Gegenteil. Wir bedauern nur, daß K. die aristotelisch-thomistische Philosophie vollständig ignoriert. Er würde wahrscheinlich höchst verwundert sein, wenn er die Berührungspunkte feststellen würde, die zwischen seinen Ausführungen und den Gedankengängen der aristotelisch-thomistischen Philosophie bestehen. Zum Schlusse seines Vorwortes dankt der Verf. im voraus für alle förderlichen Hinweise und Ratschläge. In der Hoffnung, daß der unsere förderlich sein wird, erlauben wir uns ihm den Rat zu geben, sich erst mit der *philosophia perennis* aus den Quellen heraus sehr vertraut zu machen und dann sein wissenschaftliches Arbeiten zu betrachten, als eine Weiterführung und Vertiefung dessen, was andere vor

ihm bereits erarbeitet haben. Dabei würden wir es ihm natürlich nicht übel nehmen, wenn er seine Gedanken in einer ihm eigenen, von ihm selbst geprägten Sprache vortragen würde. Ganz nebenbei möchten wir nur noch fragen, warum diesem Werke, das doch gewiß Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, keine Namen- und Sachregister beigegeben sind.

Rom, S. Anselmo.

L. THIRY O. S. B.

Evangelisches Soziallexikon. Im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchentages hrsg. von Friedrich KARRENBURG. — Kreuz-Verlag, Stuttgart 1954. 1176 Sp.

Eine sicherlich erstaunliche und zugleich auch erfreuliche Sache ist es, daß das Evangelische Bekenntnis zu einer Soziallehre kommt, wo doch eigentlich gemäß der evangelischen Theologie das Ordnungsprinzip sich nicht aus sog. ewigen Naturrechtsnormen, sondern aus dem ununterbrochenen Hinhören auf das Sprechen Gottes ergibt (vgl. Sp. 754), damit aber auch einem dauernden Wandel unterworfen ist. Das Naturrecht ist der evangelischen Theologie ein Teil des Heilshandelns Gottes mit der Menschheit (a. a. O.). Und doch hört sich in diesem Soziallexikon alles so « vernünftig » an, vernünftig im Sinne der *ratio humana deducens*. Worin liegt das ?

Die Antwort darauf ist einfach : es sind hier Wissenschaftler am Werke, die mehr ihrem wissenschaftlichen Habitus als Juristen, Nationalökonomien usw. folgen als irgendeiner theologischen Doktrin. Man fragt sich nämlich, worin eigentlich das typisch Evangelische in diesem Lexikon bestehe. Gewiß kommen in grundsätzlichen Artikeln wie « Naturrecht », « Ehe » und vor allem in theologischen Beiträgen wie « Seelsorge », « Mission » u. a. die evangelischen Gesichtspunkte zur Geltung. Das sind aber im Vergleich zum Ganzen nur Etiketten. Das Ganze kann sich nicht « Evangelisches » Lexikon nennen. Wie könnte man sonst z. B. den Artikel über Glaubens- und Gewissensfreiheit derart untheologisch, rein positiv-juristisch abfassen ? Die Theologie bewegt sich also in mystischen Höhen ohne Verbindung zu dem, was wir « vernunftgemäße » Ordnung nennen. Und wo Theologie durchdringt, ist man erstaunt, mit welcher Unkenntnis über die katholische Auffassung disputiert wird. Im Artikel « Naturrecht » steht z. B. folgender Satz : « Während nach der katholischen Lehre 'das Geschöpf die Dichte eines eigenständigen Wesens und den Raum eines freien, selbständigen Handelns als Geschenk des Schöpfers hat' (HAUSER), besitzt nach evangelischer Lehre der Mensch diese Eigenständigkeit nicht, sondern lebt je und je vom Wort Gottes und vom Hören auf sein Gebot. » Ein nichtssagendes Zitat aus irgendeiner Schrift Hausers wird als « kathol. » Lehre bezeichnet ! Das Anliegen der katholischen Naturrechtslehre wird nicht im entferntesten erfaßt. Was Wunder, wenn man zur Naturrechtslehre des hl. Thomas nur die kurze Darstellung von E. WOLF, Zur Frage des Naturrechts bei Thomas von Aquin und bei Luther (*Peregrinatio*, Ges. Aufs. 1954), zu zitieren weiß !

Wie wenig die analysierende und deduzierende Vernunft mit dem theologischen Überbau verbunden ist, beweist z. B. auch der Artikel über

das Eigentum. Die Darlegungen im ersten Abschnitt « Eigentum in der sozialwissenschaftlichen Diskussion » sind rein berichtend, beweisen nichts von einer weltanschaulichen Fundierung, ebenso wenig — und naturgemäß — der zweite Abschnitt « Eigentum im bürgerlich-rechtlichen Sinn », noch auch die folgenden: « Eigentum und Erbrecht », « Eigentum und Mitbestimmung ». Erst im Abschnitt « Eigentum im AT, NT, bei den Kirchenvätern, Luther und Calvin » hört man etwas über grundsätzliche Stellungnahme. Und hier scheint der Verf. wiederum seine Position nur dadurch hervorkehren zu können, daß er die katholische Auffassung in falschem Lichte darstellt. Es wird von der « doppelten Ethik » gesprochen, gemäß welcher die einen, nämlich die Mönche, auf das Eigentum verzichten, während die Weltleute es sich zunutzemachen. Hätte der Verf. auch nur die geringste Ahnung von der Lehre der evangelischen Räte, dann würde er nicht von einer « doppelten Ethik » sprechen. Es gibt für alle Stände nur *eine* Ethik. Beide, sowohl der Mensch in der Welt wie der Mönch, streben nach derselben Vollkommenheit, und jeder folgt dem inneren Ruf, den der Heilige Geist ihm eingibt. Jeder ist also, um es einmal in der Formulierung der evangelischen Theologie auszusprechen, « Hörer desselben Wortes ». Es wäre besser gewesen, wenn die verschiedenen Verfasser von der Darstellung der katholischen Lehre abgesehen hätten.

Trotzdem ist das Werk ungeheuer verdienstvoll und auch nutzbringend. Sein Titel als « evangelisches » Soziallexikon rechtfertigt sich aber nur aus folgenden Gründen: 1. weil ab und zu, nämlich dort, wo es sich um rein theologische Dinge handelt, der Standpunkt der evangelischen Theologie gut und in kurzen Worten dargestellt wird, 2. weil grundsätzlich nur Mitarbeiter aus dem evangelischen Bekenntnis herangezogen worden sind, und 3. weil sozusagen ausschließlich nur auf Publikationen aus dem evangelischen Lager hingewiesen wird.

Fribourg.

A. F. Utz O. P.

Häring, Bernhard: Soziologie der Familie. Die Familie und ihre Umwelt. (Reihe Wort und Antwort, Bd. 10.) — Otto Müller, Salzburg 1954. 237 S.

Das interessante Buch ist aus Vorlesungen und Vorträgen in verschiedenen Bildungskreisen entstanden. Im Hinblick auf die breite Schicht der Adressaten hat daher der Verfasser die wissenschaftliche Diskussion in den Hintergrund gerückt und hauptsächlich den praktischen Gesichtspunkt berücksichtigt. Aus diesem Grunde wurde der Terminus « Soziologie » im Sinne einer sowohl die Soziologie als auch die Sozialethik umfassenden Sicht der Familie verstanden. Dies ist zur Beurteilung wichtig, weil man sonst eine offenbar vom Verf. nicht intendierte Präzision in der Gedankenführung verlangen würde. Nach einer kurzen, allgemein gehaltenen Einführung über die Soziologie wird die Familie behandelt: in ihrem Wesen und in ihrer Beziehung zu Religion, Kultur, Gesellschaft, Staat, Wirtschaft, Beruf, Wohnung, Technik, Zeitgeist. Jedem Kapitel ist eine, wenn auch

kurze, aber doch recht brauchbare Bibliographie angefügt. Personen- und Sachregister helfen dem eiligen Leser, das Gesuchte leicht zu finden.

So sehr es an sich begrüßenswert ist, daß die Sozialethik sich auch um den aktuellen soziologischen Bestand der Familie kümmert, so scheint es doch etwas verwirrend, wenn die soziologischen Aspekte ohne weiteres in die Definition der Familie Eingang finden. Wenngleich alle sozialetischen Probleme im Hinblick auf die konkrete Situation, vorab im Hinblick auf das soziale Milieu, eine ganz neue Note bekommen, so geht es doch nicht an, unter dem Titel « Das Wesen der Familie » die geschichtlich wandelbaren institutionellen Wirklichkeiten gleichsam als Definitionsteile anzusehen. Diese Verwirrung ist z. B. ganz deutlich in folgender Bestimmung des « Wesens » der Familie (denn in diesem Sinne ist offenbar der Satz zu verstehen, da er in den ersten Zeilen des Traktates über das « Wesen der Familie » steht): « Sie ist ... ein vorgegebenes Sinngefüge, eine zugleich naturgegebene und doch auch von der geschichtlichen Umwelt mitgestaltete Institution, die in ihrem Wesen und in ihren geschichtlichen bzw. gesellschaftlichen Möglichkeiten vorgezeichnet ist, aber zu ihrer Verwirklichung den Gliedern der Familie immer neu aufgetragen ist » (S. 62).

Der Theologe muß heute mehr denn je dazu angehalten werden, die Erkenntnisordnungen (vor allem in der Ethik) scharf zu unterscheiden, um nicht im Gewirr der Situationsbedingtheit die philosophische Gedankenscharfe zu verlieren. Aus diesem Grunde halte ich es trotz allem für geraten, die *soziologische* Betrachtung klar von der *sozialetischen* zu unterscheiden, d. h. auf der nun einmal gewonnenen Position der säuberlichen systematischen Trennung zwischen Soziologie und Sozialethik zu beharren. Dies sei als didaktisches Moment, keineswegs aber als Bedenken gegen die persönlich-doktrinäre Haltung des Verfassers geäußert. Das Buch hat seinen ganz eigenen praktischen Wert, so daß man es in der Literatur über die Familie nicht mehr missen möchte.

Fribourg.

A. F. Utz, O. P.

Leclercq, Jacques : Die Familie. Ein Handbuch. Deutsche Bearbeitung von Jakob DAVID. — Verlag Herder, Freiburg 1955. ix-421 S.

Das vorliegende Buch soll eine Übersetzung und zugleich eine Neubearbeitung des dritten Bandes von Leclercq's « Leçons de Droit naturel » sein: La Famille (3. Aufl. 1950 im Verlag Wesmael-Charlier, Namur). Wer Leclercq's Werk gelesen hat und nun diesen neuen stattlichen Band von J. David zur Hand nimmt, ist erstaunt über die ungeheure Leistung, die vom deutschsprachigen Bearbeiter vollbracht worden ist. Schon für die französische Ausgabe war man dankbar, weil sie all die Probleme, die sich um die Familie gruppieren, recht handlich zusammengefaßt hat. Nun aber liegt ein neues Werk vor uns. Der Bearbeiter ist in die Frage seit vielen Jahren eingearbeitet. Er kennt nicht nur die philosophische und theologische Literatur, sondern vor allem auch die soziologische (vgl. z. B. seinen reich dokumentierten Artikel im 2. Bd. « Politeia », 1950: Soziologische Über-

legungen zu einer organischen Familienpolitik). J. David hat sich an die Eigenart der französischen Ausgabe gehalten. Wie im Französischen, so werden auch hier nicht nur die streng sozialetischen und sozialtheologischen Probleme der Familie behandelt, sondern weit darüber hinaus auch die Sexualmoral überhaupt, ganz abgesehen natürlich von der unmittelbaren Grundlage der Familie, nämlich der Ehe mit den Fragen der Polygamie, des Konkubinales usw. Gegen diese starke Ausweitung des Stoffes ist keinerlei Einwand zu erheben, da ein Handbuch dieser Art möglichst alle in Berührung stehenden Probleme mitberücksichtigen muß. Man mag lesen, wo man will, man stößt immer auf die Neubearbeitung des « Übersetzers ». In den Traktaten über Zweck der Ehe, Unauflöslichkeit der Ehe, Sexus und Liebe, Rückkehr zur Familie, Übervölkerung und Geburtenrückgang, Neomalthusianismus, Geburtenfrage und Sittlichkeit, Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft erkennt man nur noch den deutschsprachigen Bearbeiter. Es braucht nur einen flüchtigen Blick in das stark erweiterte Literaturverzeichnis, um zu ermessen, welche Arbeit dazugeleistet worden ist. Und wohlgemerkt : der Bearbeiter hat nicht nur bibliographisch gearbeitet. Er hat die Literatur verarbeitet. Jeder Wissenschaftler und Praktiker wird David Dank wissen, daß er keine Mühe gescheut hat, ein bis ins Letzte hinein durchgearbeitetes Handbuch der Familie vorzulegen.

Fribourg.

A. F. Utz O. P.

Recht, Staat, Wirtschaft. Schriftenreihe des Innenministers des Landes Nordrhein-Westfalen für staatswissenschaftliche Fortbildung. Hrsg. von Hermann WANDERSLEB, bearbeitet von Erich TRAUMANN. IV. Band. — Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1953. 364 S.

Der vierte Band der Schriftenreihe des Innenministers des Landes Nordrhein-Westfalen versucht, nicht nur rein fachlich begrenzte Artikel zum Thema « Recht, Staat und Wirtschaft » zu bringen, sondern den Rahmen weiterzuspannen durch Beiträge, die zum *studium generale* gehören, so z. B. « Die Freiheit und Würde des Menschen » (E. WOLF, Göttingen), « Philosophische Strömungen der Gegenwart » (G. FUNKE, Bonn). Ebenso geht der Beitrag von R. HAUSER über « Der Staat als sittliches Problem » über das Staatsrechtliche hinaus ins allgemein Philosophische. Auch bei diesem Band muß der Leser bedenken, daß die Beiträge Vorträge waren, also gesprochen wurden. Manchmal liest man deshalb nur mit größter Ermüdung. Die Umständlichkeit der Ausdrucksweise lastet da und dort als schweres Gewicht auf dem Leser. Der Beitrag von H. BRILL über die Freiheitsrechte und die menschliche Gemeinschaft trägt in erdrückendstem Maße die Spuren des Vortrages. Bei den vielen Worten findet man bald keinen Sinn mehr. Das Ergebnis ließe sich in den paar Worten einfacher sagen : Die Freiheit ist nicht nur Willkür, sondern Aufgabe zur persönlichen Mitwirkung am Gemeinwohl. Ebenfalls verschwommen sind die Darlegungen von E. WOLF : « Die Freiheit und Würde des Menschen ». Sehr interessant dagegen liest sich der Artikel von Pascual JORDAN (Hamburg) « Das physika-

lische Weltbild der Gegenwart», worin der Autor klar zeigt, daß die naturwissenschaftliche Erkenntnis heute ihre Grenzen einsieht und die *Deutung* der Naturerscheinungen dem Geiste und dem Glaubenswagnis überläßt. Ebenso anregend wirkt der Beitrag von G. FUNKE «Die philosophischen Strömungen der Gegenwart», wenngleich wohl nicht jeder die hohe Wertschätzung des Existentialismus mitmachen wird. E. KAUFMANN (Hamburg) erkennt in seinem Artikel «Grundrechte und Wohlfahrtsstaat» ganz richtig, daß heute die Hauptforderung an den Staat weniger auf rechtliche Sicherheit der Freiheit gegen den Staat als auf soziale Sicherheit durch den Staat geht (S. 81). Die nun folgenden, klar und präzise gearbeiteten Beiträge beschäftigen sich mit positivwissenschaftlichen Problemen: Die institutionellen Garantien des Grundgesetzes (U. SCHEUNER, Bonn), Die verfassungsrechtliche Bedeutung der Grundrechte und die schweizerische Rechtsprechung (H. HUBER, Bern), Die Rechtssprechung des bayrischen Verfassungsgerichtshofs (J. WINTRICH, München), Die Übertragung des Ordnungsrechts nach deutschem Verfassungsrecht (F. KLEIN, Münster), Verfassungsrechtsprechung und Verfassungsgericht (H. JAHRREISS, Köln), Grundgesetz und Beamtenrecht (A. KÖTTGEN, Göttingen), Probleme der Kommunalaufsicht (K. ZUHORN, Münster), Film und freie Meinungsäußerung (W. HAGEMANN, Münster), Deutschland-Europa und die Weltwirtschaft (Fr. W. MEYER, Bonn), Die Organisation des Fernmeldewesens im Weltverkehr (K. HERZ, Darmstadt), Die staatsrechtliche Eingliederung des Post- und Fernmeldewesens in vergleichender Darstellung mit der Bundesbahn (Fr. SCHUSTER, Frankfurt/M.), Nationalismus und Staatsbewußtsein in Deutschland (U. SCHEUNER, Bonn). Wenngleich diese Reihe von Beiträgen, die hier nicht eigens besprochen werden konnten, in der Hauptsache ganz konkrete Probleme behandeln, so sind sie doch durchweg vom Grundsätzlichen her unterbaut. Es seien nur die geradezu spannenden Beiträge von ZUHORN und HAGEMANN erwähnt.

Fribourg.

A. F. Utz O. P.

von der Heydte, Friedrich August, Freiherr - Karl Sacherl : Soziologie der deutschen Parteien. — Isar-Verlag, München 1955. xvi-367 S.

Das vorliegende Buch will die Struktur der deutschen Parteien darstellen und analysieren. Jedoch geht bei dieser Absicht die Gedankenführung tiefer, nämlich in das Wesen und Wirken der Partei überhaupt. Darum wird dieses Werk nicht nur deutsche, sondern auch außerdeutsche Leser interessieren. Die deutschen Parteien sind gewissermaßen nur das wissenschaftliche Übungsbeispiel für die Erforschung des Begriffes Partei, ihrer Stellung im gesellschaftlichen und politischen Raum, des Verhältnisses von Partei zu Partei, von Partei zur Wählerschaft, zur öffentlichen Meinung, zur Kultur, zur Jugend usw. Manchmal möchte man vielleicht eine engere Verknüpfung der einzelnen Abschnitte untereinander wünschen. Doch ist dies geringe Übel im Hinblick auf die Verteilung der Themen an die beiden Verfasser (zu denen sich übrigens im 9. und 10. Kapitel noch Carl-Ludwig

Wagner gesellt) erklärbar. Angenehm wirkt die reichgegliederte Aufteilung des Stoffes. Das gründliche Buch wird sowohl dem Theoretiker wie auch dem Praktiker willkommene Dienste leisten.

Fribourg.

A. F. Utz O. P.

Geschichte der antiken und mittelalterlichen Philosophie

Bonitz H[ermanus] : Index aristotelicus. Secunda Editio. Unveränderter photomechanischer Nachdruck aus dem 5. Bande der von der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Ausgabe der Werke des Aristoteles, Berlin 1870. — Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1955. VIII-878 S.

Prantl, C[arl] : Geschichte der Logik im Abendlande. 4 Bde. [III. und IV. in 1 Bd.]. Unveränderter photomechanischer Nachdruck der Ausgabe Hirzel, Leipzig 1855 (I), 1885 (II²), 1867 (III) 1870 (IV). — Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1955. XII-734, VIII-403, VIII-426, VIII-305 S.

Die heutige Überproduktion von wissenschaftlichen Veröffentlichungen stellt jede Redaktion einer wissenschaftlichen Zeitschrift mehr und mehr vor ein unlösbares Problem. Wie soll diese Fülle von vielen guten — und von noch viel mehr mittelmäßigen — Geisteserzeugnissen innerhalb des nun einmal beschränkten Rezensionsraumes überhaupt noch notiert, geschweige denn gebührend besprochen werden können? Wie vielleicht nie zuvor wird man aber auch hier die Frage mit allem Nachdruck stellen dürfen: Was bleibt? Umso schmerzlicher wird einem die paradoxe Situation bewußt, in der sich der heutige Wissenschaftler befindet: während er in einer Flut von Druckerzeugnissen schwimmt, die selbst die rigoroseste Beschränkung auf die eigene Spezialisierung kaum mehr bewältigen kann, fehlt ihm vielfach gerade das, was die vergangenen Jahrzehnte an wirklich bleibenden wissenschaftlichen Werten geschaffen hat. Es fehlen uns heute unentbehrliche ältere und neuere Standardwerke, die entweder schon längst vergriffen oder den Kriegsverheerungen zum Opfer gefallen sind. Ein Glück ist es, daß sich mutige Verleger finden — es sind deren immer noch viel zu wenige! —, die das Risiko auf sich nehmen, diese empfindlichen Lücken durch Neudrucke allmählich aufzufüllen. So hat beispielsweise vor kurzem der Basler Benno Schwabe-Verlag das für die Geschichte der Philosophie immer noch unentbehrliche große Werk von Friedrich Überweg, « Grundriß der Geschichte der Philosophie » in unveränderten Nachdrucken der letzten Auflagen wieder in den Buchhandel gebracht.

Für die Geisteswissenschaften und nicht zuletzt für Philosophie und Theologie von unschätzbarem Werte ist aber das großangelegte Unternehmen, das Dr. Paul Struzl in seiner « Akademischen Druck- und Verlagsanstalt » Graz, Leonhardstr. 59/I, verwirklichen will. Dieser Verlag spezialisiert sich auf den Nachdruck unerläßlicher wissenschaftlicher Werke. Das Subskriptionsprogramm 1955 ist imponierend. Selbstverständlich kann der

Verlag ohne genügende Subskription nicht zum Drucke schreiten. Ein verheißungsvoller Anfang ist aber immerhin schon der Neudruck von Martin Grabmanns « Geschichte der scholastischen Methode », der in kürzester Zeit vergriffen war! Zu hoffen ist, daß auch Denifle « Universitäten des Mittelalters bis 1400 » und das berühmte von Denifle und Ehrle herausgegebene « Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters » in 7 Bänden — um hier nur wenig aus dem reichhaltigen Programm zu erwähnen — zu einem erfolgreichen Subskriptionsabschluß gelangen.

Mit besonderer Freude wird jeder am Aristotelesstudium Interessierte die prachtvolle photomechanische Neuausgabe des *Index aristotelicus* von H. BONITZ begrüßen. Während der Aristoteles text der Preußischen Akademieausgabe, hrsg. v. I. Bekker, schon längst überholt und durch moderne kritische Ausgaben ersetzt ist, bleibt der 5. Band dieser Edition, eben dieser Index, nach wie vor unübertroffen und nicht zu ersetzen; denn was immer auch seither an vortrefflichen aristotelischen Indices zu einzelnen Werken erschienen ist, einen griechischen Gesamtindex zu Aristoteles gibt es außer Bonitz in dieser Ausführlichkeit und Gediegenheit nicht. Zum Unterschied von der Originalausgabe von 1870 — ohnehin außer in öffentlichen Bibliotheken nur schwer zugänglich — ist dieser Nachdruck auch viel handlicher. Dafür sind dann allerdings die Typen kleiner, und daher wird die Benützung für manches Auge zwangsläufig in etwa erschwert. Trotzdem ist es zu wünschen, daß diese hervorragende Verlagsleistung nicht weniger als der 25jährige Gelehrtenfleiß des Bearbeiters dieses Aristotelesindex durch weiteste Verbreitung des Werkes ihre volle Anerkennung finden.

Weniger einleuchtend auf den ersten Blick mag die ebenfalls photomechanische Ausgabe der viel diskutierten *Geschichte der Logik im Abendlande* von C. PRANTL sein. Es ist zum vornherein klar, daß ein Werk dieser Art, dessen erster Band vor 100 Jahren erschienen ist, und obwohl sich die Veröffentlichung des ganzen Werkes, einschließlich der vom Autor noch besorgten 2. Aufl. des 2. Bandes¹, 30 Jahre hinzog, heute stark überholt sein muß; denn inzwischen ist auf dem Gebiete der Erforschung der antiken und vor allem auch der mittelalterlichen Philosophie immerhin einiges geleistet worden. Dazu — und dies ist bedeutend gewichtiger —, geht Prantl mit derart maßlosen und krassen Vorurteilen an seinen Stoff heran, daß von seiner problemgeschichtlichen Darstellung a priori nicht viel Gutes zu erwarten ist. Schon im ersten Band über die antike Logik (einschließlich der latein. Patristik), in dem eigentlich nur Aristoteles — wenn auch mit etlichen Mißverständnissen — wohlwollend behandelt wird, zeigt uns Prantl mit aller wünschenswerten Offenheit, wozu sein beißender Spott historischen Gegebenheiten gegenüber, die er ganz einfach nicht versteht, in den folgenden Bänden fähig ist. Diese umfassen die Logik seit Isidor und Alkuin bis zur Renaissance und Scholastik des beginnenden 16. Jahrhunderts. Bezeichnend für Prantls

¹ Um einem oft geäußerten Wunsch entgegenzukommen, hat der Grazer Verlag auch die 1. Auflage (1861) des 2. Bandes (frühscholastische und arabische Logik) in gleicher Ausstattung und gleichem Format wie die übrigen Bände neu herausgegeben.

Geisteshaltung ist der Satz, den er seiner Darstellung der mittelalterlichen Logik vorausschickt (Bd. II, S. 8) : « Für den Fortschritt jener Wissenschaft, welche im eigentlichen Sinne als ‚Philosophie‘ bezeichnet wird, muß das Mittelalter geradezu als ein verlorenes Jahrtausend betrachtet werden, denn im 15. Jahrhundert war mittelst der Renaissance eben da wieder anzuknüpfen, wo man sich bereits im 5. Jahrhundert befunden hatte. » Was er auf 1134 Seiten mit zweifellos ungeheurem Fleiß zusammentrug und auf seine temperamentvolle Weise zu « erledigen » suchte, ist also das, was man zu seiner Zeit immer noch « dunkles, finsternes Mittelalter » genannt hat, ein Ausdruck, mit dem man heute, glücklicherweise im allgemeinen nur noch in oberflächlichem Journalistenjargon, geistig-kulturelle Rückständigkeit in jeder Hinsicht bezeichnet. Da dürfen wir uns freilich fragen: Ut quid perditio haec? Franz Ehrle S. J., der spätere Kardinal und einer der hervorragendsten Kenner mittelalterlicher Geistesgeschichte, hat mit Recht in seiner berühmten Abhandlung « Das Studium der Handschriften der mittelalterlichen Scholastik » (ZKT 7 [1883], jetzt neu herausgegeben von F. Pelster S. J. in : Franz Kard. Ehrle, Zur Enzyklika « Aeterni Patris », Roma 1954, 121) zur Einstellung Prantls und seines Gesinnungsgenossen Hauréau bemerkt : « Bei der souveränen Verachtung derselben [der Scholastik], welche sie allenthalben zur Schau tragen, ist es schwer begreiflich, wie sie ihre Zeit und Kraft auf die Darstellung einer so abnormen Geistesgeburt verschwenden konnten. » Aber Prantl muß diesen Widerspruch, der zwischen seinem Aufwand an Mühe und Arbeit und seiner eigenen Bewertung des behandelten Stoffes besteht, selber sehr gut erkannt haben. Im Vorwort zum letzten Band (IV, S. III) löst er ihn auf seine Weise : « Oft dachte ich bei meiner Arbeit an Lessings Ausspruch : ‘Keine Mühe ist vergebens, die einem Andern Mühe ersparen kann ; ich habe das Unnütze nicht unnützlich gelesen, wenn es von nun an Dieser oder Jener nicht weiter lesen darf’. » Indes gerade dieses Ziel hat Prantl nicht erreicht. Man hat sich seither trotzdem mit mittelalterlicher Logik befaßt, und zwar nicht zuletzt dank seinen eigenen Bemühungen. Was er selber im Vorwort zum I. Band (S. VII) vermutet, hat sich durchaus erfüllt, nämlich daß das Mißfallen, das seine Arbeit erregen werde, « voraussichtlich kein Hindernis sein wird, daß nicht auch die Tadler das hier zugerichtete Material nunmehr in aller Bequemlichkeit benutzen werden ! » Und gerade darin liegt auch das unbezweifelbar große Verdienst dieser Neuausgabe des Grazer Verlages. Auch heute noch ist Prantls Werk eine wahre Fundgrube logischer Texte der Scholastik : denn das ganze Werk ist mindestens zur Hälfte mit Textfragmenten (in Anmerkung) durchsetzt, die es uns ermöglichen, auf die Originalformulierungen selber zurückzugreifen. Und ganz besonders wertvoll sind in dieser Hinsicht die Bände über die mittelalterliche Scholastik. Auch heute noch sind wir hinsichtlich der Texte, dieser unabdingbaren Grundlage jeder ernsthaften problemgeschichtlichen Forschung, nicht sehr viel weiter gekommen als zur Zeit Prantls. Nur verhältnismäßig wenig damals noch unbekanntes Material ist seither ediert worden. Und deshalb dürfen wir auch heute noch mit Ehrle (a. a. O. 122) « die reichlichen Auszüge aus den seltenen Erstlingsdrucken » als Prantls « besonderes persönliches Verdienst » rückhaltlos anerkennen. Wenn wir auch

kaum das Lob, das der Verlag Prantls Werk in seiner Neuauflage auf den Weg mitgibt, nämlich « eines der großartigen Zeugnisse der profunden Gelehrsamkeit des vorigen Jahrhunderts » zu sein, ohne weiteres unterschreiben können, so bleibt diese Geschichte der Logik auch heute noch eben doch die allerwichtigste textliche Grundlage für die Forschung. In diesem Sinne begrüßen wir diese drei musterhaft herausgegebenen Bände. Auch dürfte der dringende Wunsch hier wohl am Platz sein, es möge der alte Prantl erst dann durch einen neuen ersetzt werden, wenn einmal das einzige Positivum dieses umfangreichen Werkes, die Texte, erheblich verbessert und erweitert worden ist, sowohl durch kritische Editionen der von ihm benützten scholastischen Werke als auch — und mehr noch — durch die so wünschenswerte Herausgabe des unedierten Materials. Denn ohne diese Voraussetzungen wird eine neue Gesamtdarstellung der mittelalterlichen Logik Stückwerk bleiben, das bestenfalls die schiefen Urteile und unglücklichen Interpretationsversuche Prantls beseitigt, im übrigen aber der wirklichen Bedeutung dieser Logik bei weitem nicht gerecht werden könnte. Bis dahin wird Prantl als Quellenwerk unentbehrlich bleiben.

Fribourg.

P. WYSER O. P.

Aristotle : Parva Naturalia. A Revised Text with Introduction and Commentary by Sir David Ross. — The Clarendon Press, Oxford 1955. XI-355 p.

Die kleinen Traktate, in denen Aristoteles « die der Seele und dem Körper gemeinsamen Vorgänge » (436 a 7-15) erläutert, und die man allgemein seit dem Ausgang des Mittelalters als *Parva Naturalia* bezeichnet, bildeten in den letzten Jahren mehrmals den Gegenstand kritischer Behandlung (Förster 1942, Drossaart Lulofs 1943-47, Mugnier 1952-53). Sir David Ross, der beste Aristoteleskenner der Gegenwart, bietet uns hier eine neue Ausgabe dieser Traktate mit kritischem Text und ausführlichem Kommentar, die sich der Anlage nach an seine best bekannten und über alles Lob erhabenen Ausgaben der *Metaphysik*, der *Physik* und der beiden *Analytiken* des Aristoteles anschließt.

Die Angabe der zu behandelnden Gegenstände in 436 a 7-15 läßt darauf schließen, daß Aristoteles diese Traktate als ein Ganzes ansah, doch ergibt sich daraus noch kein Beweis für die Reihenfolge ihrer Abfassung. Zur Feststellung der Chronologie der *Parva Naturalia* legt R. die These von Fr. Nuyens (in : *L'évolution de la psychologie d'Aristote* ; siehe Divus Thomas [Frib.], 28 [1950]119) zu Grunde, der drei Perioden in der Geistesentwicklung des Aristoteles an Hand seiner Auffassung der Seele überzeugend nachgewiesen hat : 1. eine platonische, in den *Dialogen* (Seele = Mensch) ; 2. eine aus dem Studium der vergleichenden Biologie hervorgegangene (die Seele ist zwar Substanz, verbindet sich aber mit dem Körper zu einer Wirkeinheit) ; 3. eine psychologisch-metaphysische (die Seele ist nicht Substanz schlechthin, sondern substantielles Prinzip des Lebewesens,

Entelecheia des Körpers). Eine genaue Untersuchung ergibt, daß nicht nur *De iuventute* (einschl. *De respiratione*) der mittleren Periode angehört, wie Nuyens richtig annimmt, sondern auch *De somno*. R. teilt nicht Drossaart Lulofs' Ansicht (siehe Divus Thomas [Frib.], 26 [1948] 351), daß in *De somno* und *De insomniis* je zwei Teile zu unterscheiden sind, die verschiedenen Perioden angehören, sondern weist beide Traktate der mittleren Periode zu. Ebenso den Traktat *De longitudine vitae*, der biologischen Charakter hat. Die beiden ersten Traktate der *Parva Naturalia*, *De sensu* und *De memoria* weisen mehrere Parallelstellen zu *De anima* auf. Doch ist die Auffassung der Seele als Entelecheia des Körpers, die in den biologischen Werken fehlt, auch diesen zwei Schriften fremd. Hingegen ist hier, wie in den biologischen Werken, die Auffassung vertreten, daß Seele und Körper zwei Substanzen sind, die sich zu einem Wirkungssubjekt vereinigen. Es ergibt sich daraus, daß auch diese zwei Schriften der Entelecheia-Theorie vorausgehen. Sie mögen zu Anfang der dritten Lebensperiode des Aristoteles geschrieben sein, vielleicht gleichzeitig mit Teilen von *De anima*, aber sie sind früher anzusetzen als das jetzige Buch II von *De anima*. Eine Schwierigkeit steht diesem Schluß entgegen: In den *Parva Naturalia* finden sich Verweise auf *De anima* II: *De sensu* 436 b 10, 14, 437 a 18, 438 b 2, 439 a 8, 16, 18, 440 b 28; *De somno* 454 a 11, 455 a 24; *De iuv.* 467 b 13, 474 b 11. Diese Schwierigkeit wäre zu lösen, indem man annimmt, daß die Verweise sich auf eine frühere Redaktion des II. Buches *De anima*, die nach Torstrick anzunehmen ist, beziehen, in der die Entelecheia-Theorie noch nicht vertreten war, oder indem man sie als spätere Einfügungen in den Text der *Parva Naturalia* betrachtet.

Nach diesen chronologischen Festlegungen wird der Inhalt dieser psychologisch-biologischen Schriften sorgfältig ausgeführt und die Beziehungen zu den andern Aristoteles-Schriften hergestellt, so daß wir ein abgerundetes Bild der hier vertretenen Lehre des Stagiriten bekommen.

Der Text der *Parva Naturalia* kann sich auf eine relativ große Zahl von Hss. stützen, insgesamt 14 (9./10. bis 14. Jh.), von denen 9 hier zur Aufstellung des Textes verwandt und 5 nur gelegentlich herangezogen wurden. R. anerkennt die Aufteilung der Hss. in zwei Gruppen, die sich seit Biehl (1898) durchgesetzt hat. Eine Hs. (P) ist unabhängig von beiden Gruppen. Da die Lage nun so ist, daß keine der beiden Gruppen sich absolut behauptet, muß der Herausgeber eklektisch bei der Wahl der Lesungen vorgehen. Die Entscheidung zwischen gleichwertigen Varianten kann, für *De sensu*, mit Hilfe der Lesungen des Alexander von Aphrodisias, für die übrigen Traktate, mit Hilfe der Hs. P getroffen werden. An weiteren Hilfsmitteln stehen der Kommentar des Michael Ephesius (ca. 1090), die Paraphrase des Sophonias (ca. 1300), sowie, für verschiedene Traktate, die lateinische *Translatio vetus* (12. Jh.) und die *Translatio nova* (um 1284) zur Verfügung.

Im Kommentar bietet R., wie in seinen früheren Ausgaben, für jedes Kapitel eine analytische nach logischen Gedankengängen eingeteilte Inhaltsangabe. Darauf folgt die Besprechung des Textes in sprachlicher und sachlicher Hinsicht, mit zahlreichen Belegen aus dem gesamten Corpus Aristot-

telicum. Ein griechischer (S. 341-354) und englischer Wortindex beschließt das ausgezeichnete Werk, durch das sich Sir David Ross wiederum neues Verdienst für das bessere Verständnis der aristotelischen Philosophie erworben hat.

Rom, S. Anselmo.

J. P. MÜLLER O. S. B.

Studia Albertina. Festschrift für BERNHARD GEYER zum 70. Geburtstage hrsg. v. Heinrich OSTLENDER. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie u. Theologie des Mittelalters, Supplementband IV.) — Aschendorff, Münster W. 1952. 472 S., 4 Schrifttafeln.

Die 23 Beiträge dieser Festgabe stellen ein würdiges Zeugnis der Dankbarkeit und Verehrung dar, wie es dem hochverdienten Forscher gebührte. Daran werden sich alle redlich freuen, die sich der reichen Lebensarbeit Prälat Geyers verpflichtet wissen. Dadurch, daß die Untersuchungen in ideellem Zusammenhang mit den Arbeiten des Kölner Albertus-Magnus-Instituts stehen, werden sie ebenso sinnvoll unter sich wie mit der letzten großen, von dem Gefeierten angepackten Aufgabe der neuen Albertus-Edition verbunden.

H. OSTLENDER: « Die Autographe Alberts d. Gr. » (3-21) gibt « eine zusammenfassende systematische Untersuchung aller bisher bekannt gewordenen Autographe » (3), um dann die große Bedeutung derselben namentlich für die Textherstellung, die Echtheitsprüfung von allfällig noch sich findenden oder angeblichen Urschriften und die Einsicht in Alberts Arbeitsmethode zu beleuchten. Abschließend beurteilt er die Möglichkeiten graphologischer Wertung und Deutung der Autographe.

F. STEGMÜLLER: « Das Uppsaler Albertusautograph » (22-29) läßt einen aufhorchen, wenn er in einem so kurzen Fragment, das von II Sent. d. 3 a. 6 bis d. 4 a. 1 reicht, « nicht weniger als 495 Varianten, die durchweg eine bessere Textgestalt ergeben » (24), feststellen konnte. Am Schluß ediert er II Sent. d. 3 a. 6 (26-29).

« Die Albertus-Magnus-Fragmente in Schweden », über die T. SCHMID berichtet (30-31), erreichte das böse Schicksal, daß sie aus mittelalterlichen Pergament-Codices herausgerissen und als Umschläge « für Steuerrechnungen der Vögte und andere staatliche Akten verwendet wurden ».

I. BACKES: « Das zeitliche Verhältnis der Summe De incarnatione zu dem dritten Buche des Sentenzenkommentars Alberts d. Gr. » (32-51) widerlegt den von F. Haberl (Die Inkarnationslehre des hl. Albertus M. Freib. i. Br. 1939) gemachten Versuch, durch innere Gründe die zeitliche Priorität von III Sent. vor De incarnatione (Teil der Summa de creaturis) zu beweisen. Auch die innern Kriterien sprechen wie die äußern, auf welche sich A. Ohlmeyer und O. Lottin stützten, für das umgekehrte Verhältnis.

E. FILTHAUT O. P.: « Um die Quaestiones de animalibus Alberts d. Gr. » (112-127) untersucht sorgfältig die handschriftliche Grundlage und Überlieferung, die Echtheit des Ganzen und der einzelnen Teile sowie die Entstehungszeit und -geschichte.

« Die ursprüngliche Einteilung des Sentenzenkommentars Alberts d. Gr. » wird von A. HIEDL O. S. B. (189-201) geprüft, der feststellen muß, daß unsere heutigen Editionen von der ursprünglichen, in den Hss allerdings nur selten graphisch angedeuteten Einteilungen häufig abweichen. Ein schätzenswerter Beitrag im Dienste der neuen Ausgabe!

A. FRIES C. Ss. R.: « *Principium Biblicum Alberti M.* » (128-147), veröffentlicht nach Vat. lat. 4245, ff. 22va - 24ra Alberts Antrittsvorlesung über den biblischen Kanon, wozu sich der Verf. bereits in « *Divus Thomas* » (Frib.) 28 (1950) 195-213 und 29 (1951) 345-368, 402-428 äußerte.

Neben diesen literarhistorischen und editionstechnischen Arbeiten weist die Festgabe eine stattliche Reihe wertvoller problemgeschichtlicher Studien auf. A. J. BACKES: « Der Geist als höherer Teil der Seele nach Albert d. Gr. » (52-67) dreht sich um die Gottebenbildlichkeit des Menschen, in welcher der Grund zu sehen ist, daß der Mensch Gottes und der Gnade fähig ist. Unwillkürlich mußte auch Alberts Lehre über das Verhältnis der Seele zu ihren Vermögen erörtert werden. Der Ansicht, daß der *doctor universalis* dem von Alexander Halensis aufgezeigten Mittelweg gefolgt sei, kann ich mich nicht anschließen. Albert hat die Seele nicht nur als Kräfteganzes, sondern auch seinsmäßig als Substanz betrachtet und ihr unter diesem Gesichtspunkt die Potenzen ganz klar als Akzidenzien gegenübergestellt. Für den Beweis muß ich wegen Raumangel auf meine Arbeit (s. unten S. 108, Bibliogr. n. 2397) verweisen, die die problemgeschichtliche Untersuchung dieses Themas von Augustin bis Thomas v. Aquin zum Gegenstand hat (S. 144-158).

H. DOMS: « Bemerkungen zur Ehelehre des hl. Albertus M. » (68-89), skizziert eine Gesamtschau von Alberts Ehelehre. Bisher weniger beachtete Gesichtspunkte würdigend, weiß D. sie als « eine Vereinigung der beiden in der vorhergehenden Theologie vorhandenen Hauptströme, deren einer die Ehe auf die sakramentale Liebesgemeinschaft der Gatten, der andere auf die Nachkommen ausgerichtet sein ließ », zu erklären (86). Sie wird dem Dekret des Hl. Offiziums vom 29. März 1944 über den Primat des Zeugungszweckes gerecht (88) und ist geeignet, die heutigen Erörterungen fruchtbar anzuregen.

« Die Behandlung der Tugend der Keuschheit im Schrifttum Alberts d. Gr. » hat C. FECKES untersucht (90-111). Eine Würdigung des betreffenden Traktates in der *Summa De bono* schafft die Grundlage, auf der anschließend der Nachweis erbracht wird, daß im Vergleich zu den zeitgenössischen Werken, auch zu den selbständigen Summen und nicht nur zu den Sentenzenkommentaren, die Behandlung bei Albert viel umfangreicher ausgefallen ist und viel mehr Väterliteratur verwertet hat.

Der inzwischen verewigte J. DE GHELLINCK S. J., greift in seinem Artikel « En marge de l'explication du 'Credo' par Saint Albert le Gr. » (148-166) aus « *De sacrificio missae* » die Erläuterung des « Credo » als Beispiel heraus, das des Meisters Methode bei Werken der Vulgarisation erkennen läßt. Die von Albert gegebene etymologische Erklärung des Wortes « *Symbolum* » bietet De Ghellinck Gelegenheit, die zwei damals kursierenden Erklärungen vom Entstehen des « Credo » bis zu ihren Anfängen zurückzuverfolgen.

J. HANSEN : « Zur Frage der anfangslosen und zeitlichen Schöpfung bei Albert d. Gr. » (167-188) verdanken wir eine klare Übersicht über die in den einzelnen Werken vom Meister bezogenen Positionen.

« Das Person-Problem bei Albertus M. » hat in A. HUFNAGEL einen versierten Bearbeiter gefunden (202-233). Der erste Teil, die Problemstellung, gliedert sich in drei Fragen : Wesen der Person, Eigenschaften des Personseins, metaphysischer « Ort » der Person, die im zweiten Teil, der Problemlösung, ihre entsprechenden Abschnitte erhalten. Nach Möglichkeit werden die Unterschiede in der Darstellung und Lehre sowie die historischen Zusammenhänge vermerkt.

K. KLAUCK : « Albertus M. und die Erdkunde » (234-248) entwirft das geographische Weltbild des Lehrers nach seinem für derartige Arbeiten zu wenig berücksichtigten Werk « De natura loci ex latitudine et longitudine eiusdem proveniente ». Der Verf. hat die nach dem Autograph des Cod. 273 der Wiener Nationalbibliothek gemachten Verbesserungen verwertet.

Auf viel zu wenig beachtete, tief religiöse Werte macht A. KOLPING : « Eucharistia als Bona Gratia » (249-278) aufmerksam, indem er Alberts Meßauffassung an Hand seiner Meßerklärung in « De sacrificio missae » entwickelt. Er weiß sie sowohl in den Kontext des damaligen Frömmigkeitslebens zu stellen als auch mit den Anliegen moderner Bestrebungen zu konfrontieren. (Stoßend wirkt der Ausdruck « eucharistische Schriftstellerei », 253, Anm. 28.)

« Die Lehre von der Auferstehung der Toten nach Albertus M. » erfährt eine gründliche Darstellung durch W. Kübel (279-318). Der Autor schickt ihr einen Überblick über die Entwicklung der Eschatologie bis zu Albertus voraus (279-293), nunmehr zu vergleichen mit N. Wicki, Die Lehre von der himmlischen Seligkeit in der mittelalterl. Scholastik von P. Lombardus bis Thomas v. Aquin (Studia Friburgensia, 9, Freib., Schw. 1954, 7-56) und behandelt dann die Stellung der Eschatologie im theol. System Alberts, Wirklichkeit und Wesen der Auferstehung, ihren wunderbaren Charakter, den Tod als ihre Voraussetzung, ihre Ursache und schließlich die Auferstehung der Verdammten. Fortwährend wird auf die Lehre der Vorgänger und Zeitgenossen Bezug genommen.

MGR. A. M. LANDGRAF stand seine außergewöhnliche Kenntnis der Frühscholastik zu Gebote, um über » Die fröhscholastischen Vorarbeiten zum Kommentar Alberts d. Gr. zu 3 dist. 38 a. 6 » (Die Lüge d. ägypt. Hebammen) erschöpfend Bericht zu erstatten (319-342).

Durch seine früheren Arbeiten über die Glaubensbegründung besaß A. LANG die besten Voraussetzungen, um « die Bedeutung Alberts d. Gr. für die Aufrollung der fundamentaltheologischen Frage » (343-373) zu würdigen. Kein Leser wird sich durch die klare Gliederung über die große Arbeit hinwegtäuschen lassen, die geleistet werden mußte, um aus unzähligen « obiter dicta » diese abgerundete Synthese zu gewinnen.

A. OHLMEYER O. S. B. behandelt « Die biblischen Vorbilder von Taufe und Eucharistie nach der Summa De sacramentis Alberts d. Gr. » (374-389). Mag man da oder dort staunen, daß auch die Scholastiker sich so gut auf Typologie verstanden, jedenfalls wird man dem Verfasser Dank wissen.

« Alberts d. Gr. Lehre vom Wesen des Weihesakramentes » darzustellen, fand J. M. OVERBECK O. P. (390-399) reizvoll und auch nach der Constitutio Pius' XII. « Sacramentum ordinis » vom 30. Nov. 1947 notwendig. Notwendig, weil dem Heiligen bis anhin zu Unrecht die Lehre zugeschrieben wurde, « das Wesen dieses Sakramentes bestehe allein in der Überreichung der Instrumente », reizvoll, « weil der Textbefund nicht leicht zu deuten ist » (390).

Den würdigen Abschluß der problemgeschichtlichen Aufsätze bildet der wertvolle Beitrag von H. WEISWEILER S. J. : « Die Wirkursächlichkeit der Sakramente nach dem Sentenzenkommentar Alberts d. Gr. » (400-419). Außer der historischen Abhängigkeit von früheren Autoren, namentlich von Hugo v. St. Viktor, klärt der Verfasser die beiden Fragen, wie sich der Magister die causalitas dispositiva und den Einfluß des Leidens Christi denke.

R. HAUBST : « Zum Fortleben Alberts d. Gr. bei Heymerich von Kamp und Nikolaus von Kues » (420-447) und ein vom Sammeleifer von A. WALZ O. P. zeugender Bericht über « Albert-Ehrungen in zwei Jahrzehnten » (448-461), nämlich von 1930-1951, künden vom Nachruhm des Heiligen. Beigefügt sind ein Hss.- und Namenverzeichnis.

Luzern.

P. KÜNZLE O. P.

Alberti Magni Ord. Fr. Praed. Liber de natura et origine animae, primum ad fidem autographi edidit Bernhardus GEYER, Liber de principiis motus processivi, ad fidem autographi edidit Bernhardus GEYER, Quaestiones super De animalibus, primum edidit Ephrem FILTHAUT O. P. (Opera omnia, tom. XII.) — Aschendorff, Monasterii (Münster) 1955. XLVIII-362 p.

Mit diesen drei weiteren Schriften Alberts veröffentlicht das Kölner Albertus-Magnus-Institut seinen dritten Band der Gesamtausgabe. Zunächst (1951) erschien als Tom. XXVIII die theologische Summa *De bono* (vgl. Divus Thomas 1952, S. 102-114), sodann (1952) als Tom. XIX die *Postilla super Isaiam* (vgl. Freib. Zeitschr. f. Phil. u. Theol. 1954, S. 314-15). Wie angekündigt, sollten grundsätzlich vorerst die ungedruckten Werke Alberts an die Reihe kommen. Dies ist mit den jetzt in Tom. XII gebotenen philosophischen Schriften zwar nur zum Teil der Fall, denn am Anfang stehen die schon früher edierten Opuskeln *De natura et origine animae* (S. 1-44) und *De principiis motus processivi* (S. 46-75), aber sowohl inhaltlich als auch in der Form sind sie mit den umfangreichen, bis jetzt unedierten *Quaestiones de animalibus* näher verwandt als mit den bereits gedruckten Paraphrasen der 19 Bücher *De animalibus*, denen sie von Albert selbst im Kölner Autograph zunächst als Lib. 20 und Lib. 22 im Anhang (*Digressio*) beigefügt, sodann aber als selbständige Opuskeln herausgegeben wurden. Indem Albertus sie aus jenem Verband losriß, änderte er selbst hie und da die Verweise, was uns immer mehr zur Vorsicht mahnen sollte, wenn wir ähnliche Verweise im chronologischen, statt logischen Sinne deuten möchten. So erklärt sich aber, wie jene Opuskeln in den Hss. vielfach separat vorkommen und wie sie 1517 zu Venedig zusammen mit Alberts *Parva naturalia*

herausgegeben wurden. Die *Quaestiones*, gleich der Paraphrase, beziehen sich auf Michael Scotus' arabisch-lateinische Version der drei betreffenden Aristoteleschriften: *Historia animalium* libri X, *De partibus animalium* libri IV, *De generatione animalium* libri V. Daher die gleiche Einteilung in 19 Bücher sowohl in der freieren Quästionensammlung als auch in der textgebundenen Paraphrase. Indem nun B. GEYER die erstgenannten, selbständigen Opuskeln Alberts mit der Quästionensammlung verbindet, wird er der endgültigen Absicht des Verfassers gerecht.

Die *Quaestiones de animalibus* werden von E. FILTHAUT nach acht Hss. ediert. Die älteste (Mailand Ambrosian. H 44 inf.) wurde gegen Ende des 13. Jh. geschrieben; eine andere, vielleicht gleich alte (Mainz, Stadtbibl. 529), enthält nur eine Auswahl; die übrigen weisen starke Abweichungen vor. Die Wahl der Hss. zur Herstellung des Textes war daher sehr schwierig. Dies um so mehr, als es sich hier um ein Reportatum handelt, das ein gewisser frater Konrad von Österreich auf Grund seiner Aufzeichnungen zusammenstellte. Daß Albert jene Vorlesungen 1258 abhielt, dürfte als sicher betrachtet werden. Das Reportatum scheint ein paar Jahre später verbreitet, jedoch von Albert weder revidiert noch approbiert worden zu sein, weshalb die Abschreiber bzw. Bearbeiter, namentlich Joh. von Tydenhale († um 1289), mit Konrads Reportatum ziemlich frei umgingen. Man soll also vorsichtig sein, wenn man aus demselben eine Stelle unter Alberts Namen zitiert; sie könnte eventuell eher die Meinung Konrads oder eines anderen Bearbeiters wiedergeben.

Die Textherstellung dürfte, soweit es in Anbetracht der genannten Schwierigkeiten überhaupt möglich war, dem Editor aufs beste gelungen sein. Die Quellennachweise sind wie in den früheren Bänden der Kölner Gesamtausgabe sehr gewissenhaft, ausführlich und reichhaltig, die Indizes wahre Fundgruben für die Forscher der scholastischen Philosophie des Mittelalters. Auch der Verlag hat wiederum eine typographische Spitzenleistung zustande gebracht.

Fribourg.

G. G. MEERSSEMAN O. P.